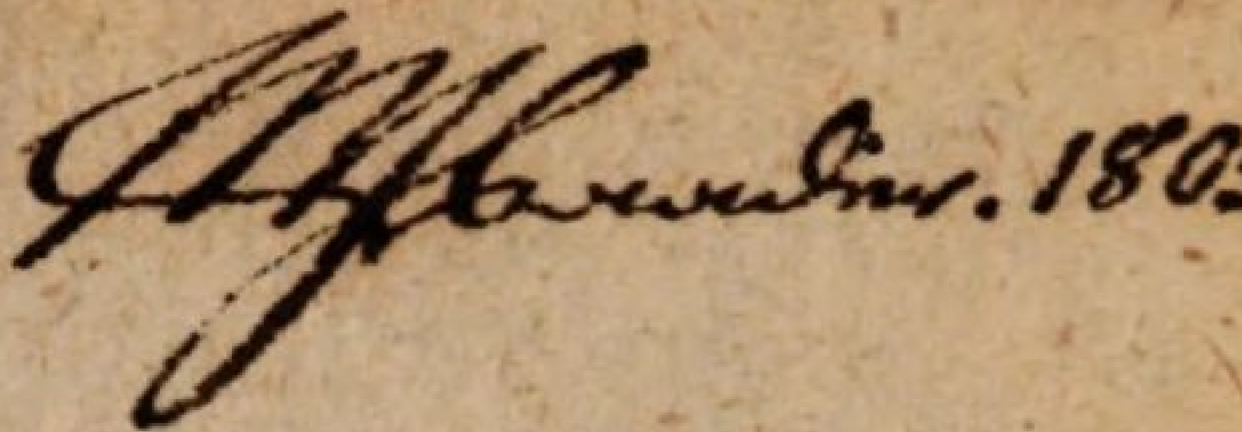

Alexander von Humboldts
Königl. preußischen Bergraths

Reisen

um die Welt und durch das Innere von Südamerika.

Ein
interessantes Lesebuch
für
die Jugend.

BIBLIOTHEK
DER K: B: GENERAL
BERGW: U. SALINEN
ADMINISTR.

Vom Verfasser
von
Cooks Reisen um die Welt.

Mit Kupfern.

Hamburg und Mainz,
bei Gottfried Vollmer.
1805.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

„Wenn irgend etwas, sagt Campe, recht „eigentlich dazu geschickt ist, in einem jungen „Kopfe aufzuräumen, seine Welt- und Men„schenkenntniß auf eine leichte und angenehme „Weise zu erweitern, und einen wünschenswer„then Geschmack an ernsthaften und nützlichen „Unterhaltungen einzuflößen, so sind es solche „Reisebeschreibungen, bei deren Auswahl und Ver„fertigung man in Ansehung des Vortrags, das „jugendliche Alter einzig und allein im Gesichte „hatte."

Wie beifallswürdig diese Idee sey, hat man aus den Campeschen Reisebeschreibungen gesehen, womit uns dieser Jugendfreund bereits seit mehrern Jahren beschenkt hat, und deren Fortsezzung man von Zeit zu Zeit mit Verlangen entgegen sieht.

Daß mich dieses veranlaßte, in eben dieser Manier eine der wichtigsten Reisebeschreibungen, die des preuß. Oberbergraths von Humboldt zu bearbeiten, ist sehr begreiflich, denn diesen Gelehrten haben wir bereits sehr seltne und interessante Bemerkungen zu verdanken, und wenn es mir nur gelingt, den Ton der Campeschen Erzählung in der Hauptsache nachzuahmen, so kann ich des Beifalls jugendlicher Leser im voraus versichert seyn.

Den Vorwurf, daß man noch zu wenige und besonders keine zusammenhängende Nachrichten von diesem Reisenden habe, und daß man es ihm selbst überlassen solle, bei seiner Zurückkunft uns die so wichtigen Beobachtungen mitzutheilen, kann ich dadurch leicht begegnen, wenn

ich bemerke, daß H. von Humboldt seine Reise wohl nicht zunächst der Jugend widmen möchte, und doch dürften wenige Reisen es mehr verdienen, allgemein und so früh als möglich, der Jugend bekannt zu werden, übrigens wenn schon Erwachsene den Zeitpunkt nicht abwarten wollten, da Humboldt selbst Hand an das große Werk legen wird, uns alles dasjenige zu beschreiben, was er in den ungeheuren Erdstrichen einer neuen Welt gesehen hat, und mit Vergnügen die Nachrichten studirten, die man hier und da zerstreut in gelehrten Zeitungen und Journalen einrückte; so ist es, denke ich, nicht weniger lobenswerth, wenn die wißbegierige Jugend den Wunsch äussert, auch recht bald mit den Merkwürdigkeiten der Humboldtschen Reisen bekannt zu werden, mit dem wenigstens, was wir aus einzelnen, zerstreuten Nachrichten bereits erfahren haben.

Der Herausgeber dieser Schrift eignet sich durchaus weiter kein Verdienst zu, als: die wissenschaftlichen Entdeckungen dieses Reisenden gesammelt, geordnet und in einem der Jugend

angemessenen Tone vorgetragen zu haben. In Ansehung der Thatsachen und Begebenheiten werde ich mich genau an meine Quellen halten, an die Briefe, die H. v. Humboldt von Zeit zu Zeit an seinen Bruder und an andre Gelehrte geschrieben, und die man bereits in der allgem. deutschen Bibliothek, in der Berliner Monatsschrift, und vorzüglich in den Annalen des Nationalmuseums der Naturgeschichte in Paris *), (Hamb. u. Mainz, bei G. Vollmer) abgedruckt gelesen hat.

An den Enden meiner Erzählung werde ich so viel gemeinnützige Kenntnisse anzuknüpfen und manches zu erläutern suchen, als es, ohne die Leser zu ermüden, nur immer geschehen kann. Uebrigens, glaub ich, kann man diese Bruchstücke als Vorläufer der großen Entdeckungsreise Humboldts ansehen, die wir bei seiner Zurückkunft in Deutschland zu erwarten haben.

---

*) Ein Werk, das noch nicht so bekannt geworden, wie es doch in jeder Hinsicht so sehr verdient.

So viel möglich, habe ich mich an chronologische Ordnung zu binden gesucht, falls aber mehrere wissenswerthe Nachrichten von diesem berühmten Reisenden bekannt, oder mehrere Briefe von ihm in deutschen oder ausländischen Journalen erscheinen, bin ich willens, diese Reisebeschreibung zur nächsten Ostermesse fortzusetzen, wenn anders dieser erste Versuch Beifall finden sollte.

I.

Humboldts Aufenthalt in Cumana und Guyana, Beschreibung seiner Reise, so wie des Landes und der Einwohner.

Es war im Jahr 1799, wie Herr v. Humboldt seine aussereuropäischen Reisen antrat und sich in Spanien über Teneriffa nach Amerika einschiffte.

Seine Briefe aus Cumana in Südamerika von 1800 beweißen, wie sehr es ihm in dieser Gegend gefallen hat, aber auch zugleich, welche ungemein mühselige und gefahrvolle Unterneh-

mung es ist, in diesen Gegenden zu reisen. Cumana ist eine Stadt in Südamerika in Terra Firma und Hauptstadt der Landschaft Cumana, deren Küste Alphonsus Ojeda mit dem Amerikus Vesputius im Jahr 1499 entdeckt hat, und wo das Klima, nach Humboldts Versicherung, sehr gesund ist, weil die Hitze erst des Morgens gegen 9 Uhr stark zu werden anfängt, und nur bis um 7 Uhr des Abends dauert.

Da kann man nun freilich denken, daß es den Tag über heiß genug ist, aber unser Reisender hatte sich in kurzer Zeit an das Klima so gewöhnt, daß es ihm vorkam, als wenn er nie in Europa gewohnt hätte.

Er war so sehr davon eingenommen, daß er in einem Briefe an seinen Bruder versichert, es gäbe vielleicht kein Land in der ganzen Welt, wo man angenehmer und ruhiger leben könne, als in den spanischen Kolonien, die er seit 15 Monaten durchreist hatte.

Ich glaube er hat Recht, denn zum Studiren und zum Untersuchen war wohl keine Lage

vortheilhafter, als diejenige, in der er sich damals befand. Die Zerstreuungen, welche in kultivirten Ländern aus dem gesellschaftlichen Umgange entstehen, ziehen einen an solchen Orten von nichts ab, dagegen aber bietet einen die Natur unaufhörlich neue und interessante Gegenstände dar. Das einzige, was man in dieser Einsamkeit bedauern könnte, ist, daß man mit den Fortschritten der Aufklärung und Wissenschaften in Europa unbekannt bleibt, und der Vortheile beraubt ist, welche aus der Mittheilung der Ideen entspringen. Allein, wäre dieß auch, als ein Bewegungsgrund, nicht zu wünschen, sein ganzes Leben hier zuzubringen; so ist doch so viel gewiß, man kann hier einige Jahre auf die angenehmste Art verleben. Das Studium der verschiedenen Menschenracen, die unter einander vermischt sind, der Indianer und besonders der Wilden, ist allein hinlänglich, einen Beobachter, wie unser Humboldt, sehr angenehm zu beschäftigen.

Unter den Bewohnern dieses Landes, die aus Europa herstammten, unterhielt er sich vor-

züglich gern mit den Kolonisten, die auf dem Lande wohnten, weil er bemerkt, daß bei diesen sich ganz die Einfalt der spanischen Sitten aus dem funfzehnten Jahrhundert erhalten, und man unter ihnen oft Züge von Menschlichkeit und Grundsätze einer wahren Philosophie finde. die man unter den Nationen, die wir kultivirt nennen, meistens vergebens suchen.

Die Natur ist hier reich, mannichfaltig, groß und über allen Ausdruck majestätisch, und die Einwohner sind sanft, gut und gesprächig, zwar unwissend, aber auch einfach und ohne Ansprüche. Es ist daher gar nicht zu bewundern, daß es H. v. Humboldt in dieser Gegend so wohl gefallen hat, und daß es ihm schwer geworden ist, sie zu verlassen und die reichern, mehr bevölkerten Kolonien zu bereisen, aber wenn man mit Nutzen reisen will, darf man sich nicht blos von der Schönheit einer Gegend verführen lassen, sondern man muß seine Reise dahin fortsetzen, wo man hoffen kann, wichtige Beobachtungen zu machen.

Grade so machte es auch Humboldt, denn er drang landwärts ein, von den Küsten Porto

Cabello und dem großen See von Valenzia, durch die Lianos und über den Fluß Apureo, bis an den Ursprung des Orinoko und den Fluß Riu, unter dem Aequator; er durchstreifte das weitläuftige Land zwischen dem Orinoko und dem Amazonenflusse, Popayan und Guyana, ein Land, in welches die Europäer seit 1766 nicht wieder gekommen sind, und wo nur jenseit der Wasserfälle ohngefehr 1800 Weiße in einer Art von Dörfern beisammen wohnen. Durch die Schnelligkeit des Stroms legte er in 25 Tagen einen Weg von 500 französischen Meilen zurück, und um meinen jungen Lesern einen Begriff von der Thätigkeit und den Verdiensten dieses Reisenden zu machen, will ich nur bemerken, daß er von mehr als 50 Orten die Länge und Breite bestimmt, viele Ein- und Austritte der Planeten beobachtet hat, und daß er Willens ist, von diesem ungeheuren Lande, das von mehr als 200 indianischen Völkerschaften bewohnt wird, wovon die meisten noch keineu weißen Menschen gesehen und ganz verschiedene Sprachen und Bildungen haben, eine genaue Charte herauszugeben.

Daß Herr v. Humboldt seine Reise nicht allein, sondern in Begleitung mehrerer Personen gemacht habe, hätte ich beinahe zu bemerken vergessen, und doch ist es nothwendig, denn eines seiner Reisegefährten, Herr Bonpland, eines Naturkundigen aus Rochelle, wird in der Folge öfterer erwähnt werden.

Auf der einen Seite war freilich diese Reise, wegen der vielen Beobachtungen, die man zu machen Gelegenheit hatte, sehr angenehm zu nennen, aber von der andern Seite betrachtet, hatte sie auch viele Beschwerlichkeiten, denn vier Monate lang waren sie vom Regen, von Ameisen und von Hunger geplagt worden, mußten beständig in Wäldern schlafen und Bananen, Manioc, Wasser und nur zuweilen etwas Reis war ihre ganze Nahrung.

Humboldts Freund, der ebengedachte Bonpland wurde von den Folgen dieser Streiferei sehr hart angegriffen, denn bei der Ankunft in Guyana, bekam er ein heftiges Fieber, wahrscheinlich von der jetzigen Nahrung, an die er nicht mehr gewöhnt war.

Wie man sahe, daß er in der Stadt nicht wieder gesund werden wollte, brachte man ihn auf ein Landhaus, 4 Meilen von dem Orinoko, in ein etwas höher liegendes und ziemlich frisches Thal.

Es giebt in diesem tropischen Klima kein geschwinderes Genesungsmittel, als die Veränderung der Luft, und so wurde auch in wenig Tagen die Gesundheit dieses wackern Mannes wieder hergestellt.

Für Humboldt war dieses, wie ihr euch, lieben Leser, leicht vorstellen könnt, kein geringes Vergnügen, denn nicht nur, daß er diesen Naturkundigen, seiner Kenntnisse wegen, schätzte, sondern er hatte auch auf dieser Reise mancherlei Proben seiner Treue und seines Muths erhalten. Letztern zu prüfen, dazu fanden sich mehrere Gelegenheiten, denn sowol unter den Indianern, als in den mit Krokodillen, Schlangen und Tigern angefüllten Wüsten, waren sie immer mit Gefahren umringt und besonders bei einem Sturm, der sie am 6. April 1800 mit-

ten auf dem Orinoko überfiel, legte dieser Bonpland Beweise seiner Anhänglichkeit an Humboldt ab, die ihm noch lange im Andenken bleiben.

Denkt nur, die Piroque war schon zwei Drittel mit Wasser angefüllt, und die Indianer, die bei ihnen waren, fingen schon an, sich in das Wasser zu werfen, um das Ufer durch Schwimmen zu erreichen, als Freund Bonpland ihn bat, diesem Beispiele zu folgen und zugleich sich erbot, ihn dann durchs Schwimmen zu retten.

Die Lage unserer Reisenden war in der That schrecklich, denn nicht nur, daß das Ufer über eine halbe Meile von ihnen entfernt, und folglich es nicht wahrscheinlich war, dieses durchs Schwimmen zu erreichen, sondern was die Verlegenheit noch größer machte, war, daß eine Menge Krokodille sich mit halben Körpern über dem Wasser sehen ließen, und mithin nichts als der Tod zu erwarten war. Selbst wenn sie der Wuth der Wellen und der Gefräßigkeit der Krokodille entgangen und an das Land gekommen wären, würden sie vom Hunger oder von Tigern

verzehrt worden seyn, denn die Wälder sind an diesen Ufern so dicht, daß es schlechterdings unmöglich ist, darin fortzukommen, und Humboldt versichert, daß der robusteste Mensch mit dem Beile in der Hand, in 20 Tagen kaum eine französische Meile zurücklegen würde.

Zwar ist der Mensch ein bewunderswürdiges Geschöpf und unerschöpflich an Hülfsquellen, sobald er von Bedürfnissen angespornt und von der Noth getrieben wird, aber in gegenwärtiger Lage war kein Mittel zur Rettung zu erdenken, und sie hätten insgesammt hier umkommen müssen, wo zehn Meilen im Umkreise kein Mensch weder ihren Uebergang, noch die geringste Spur davon würde entdeckt haben; hätte in diesem allergefährlichsten Augenblicke nicht ein Windstoß das Segel ihres Schiffchens geschnellt, und sie auf eine unbegreifliche Weise gerettet.

Sie verloren nur einige Bücher und Lebensmittel, und fühlten sich nicht wenig glücklich, als sie des Abends, nachdem sie an das Land gekommen und ausgestiegen waren, mit

einander auf dem Sande saßen und ihre Abendmahlzeit hielten, daß keiner von ihrer Gesellschaft fehlte.

Ihr denkt vielleicht, lieben Leser! daß unsre Reisenden einen sehr vergnügten Abend und überaus ruhige Nacht hatten; aber, ob dieses gleich nach überstandner Gefahr gewöhnlich der Fall ist, so war doch die Gesellschaft, ihres künftigen Schicksals wegen, nicht wenig besorgt. Denn die Aussicht in die Zukunft war ihnen nicht tröstlich, weil sie wußten, daß sie noch 700 Meilen mit ihrer Pirogue zu machen hatten, — und wie leicht ein solches Fahrzeug umschlagen kann, das hatte sie die Erfahrung schon gelehrt.

Die Unruhe war groß, aber zum Glück dauerte sie nur eine Nacht. Der darauf folgende Tag war sehr schön, und die Ruhe und Heiterkeit, welche sich über die ganze Natur verbreitete, kehrte auch in ihre Seelen zurück.

Des Vormittags begegneten sie einer Familie Caraiben, die von der Mündung des Orinoko kam, um Schildkröteneyer zu suchen, und diese schreckliche Reise von 200 Meilen mehr zum Vergnügen und aus Liebe zur Jagd, als aus Nothwendigkeit unternommen hatte. Unser Reisebeschreiber fügt hinzu: daß diese Gesellschaft sie vollends alle ihre Widerwärtigkeiten vergessen lassen.

Schade, daß er nicht zugleich die Ursache angegeben hat, warum diese wilde Familie sie so aufheiterte, denn andrer Reisebeschreibungen zu folge, sind diese wilden Insulaner durchaus nicht geschickt, uns die Widerwärtigkeiten des Lebens vergessen zu lassen, denn sie sind von einem traurigen, tiefsinnigen und faulen Temperament, und kurz sie scheinen eben keine angenehmen und unterhaltenden Gesellschafter zu seyn.

Einen Monat hielten sie sich in Guyana auf. Das ist ein sehr großes Land zwischen den Oronoko und den Amazonenflüß, Peru gegen Osten. Es ist sehr zu wünschen und auch

zu erwarten, daß Hr. v. Humboldt uns bei seiner Zurückkunft recht vieles von diesem Lande erzählen werde, denn bisher kannte man nur die Küsten des Landes, weil das Innere von einer mannichfaltigen Menge von Wilden bewohnt wird und wenige Reisende sich in diese Gegenden gewagt haben.

Von hieraus nahmen unsere Reisenden abermals den Weg durch die Lianos, um nach Barcelona oder Cumonagota zu kommen; welches Land sie schon in Monat Januar durchreist hatten. Damals hatten sie durch den Staub und Wassermangel sehr viel gelitten, und mußten oft einen Umweg von 3 bis 4 Meilen machen, um nur, man denke sich eine so schreckliche Reise, etwas faules Wasser zu finden. Diesesmal war die Regenzeit, und nur mit Müh konnten sie in den überschwemmten Ebenen vorwärts kommen.

II.

Wiederholung der Humboldtschen Reise von 1799 an, und besonders sehr interessante botanische Bemerkungen.

Die Hoffnung, den grosen Zweck seiner Reise zu erreichen, und mit seinem Freund Bonpland die Reise um die Welt, ganz wohlbehalten zurückzulegen, war Herrn von Humboldt immer zweifelhaft, sogar unwahrscheinlich, und daher sorgte er wenigstens dafür, daß die Früchte seiner Arbeiten nicht ganz verloren gehen möchten. In dieser Absicht schickte er immer Duplicate von seinen niedergeschriebenen

Bemerkungen durch die französischen Handelsagenten nach Frankreich, und eben so hat er es mit den Sammlungen von natürlichen Merkwürdigkeiten gemacht.

Dem Professor Wildenow zu Berlin schickte er in 2 Kisten 1000 verschiedene Species von Pflanzen, die mehrentheils aus dem unbekannten Theile der Pacime und der Guyana zwischen dem Rio negro und Bresil gesammlet waren, wo sie sich im Frühjahre 1800 aufgehalten hatten.

Ihr werdet euch wundern, wie man dergleichen Kisten von solchen Gegenden her, nach Europa überschicken kann, daß sie wohlbehalten ankommen, weil man für solche mehr als gewöhnliche Sorgfalt anwenden muß; aber hier war es leicht, denn Humboldt vertraute sie einen gewissen botanischen Gärtner, Namens Fraser an, der bei London wohnte, und grade damals sich mit Humboldt zugleich in Havana aufhielt. Dieser Fraser hatte vier botanische Reisen in Labrador und Canada gemacht, und war seit 1799 auf einer fünften

solchen Reise begriffen, wo er bis in die spanischen Kolonien, und namentlich auch nach Havana kam. Er kannte die Schwierigkeiten nicht, ohne Erlaubniß des Königs von Spanien in die Kolonien einzudringen; er hätte also seine Absicht, hier Pflanzen zu sammlen, schwerlich erreicht, wenn er nicht das Glück gehabt hätte — Schiffbruch zu leiden.

Ihr werdet bei diesen Ausdruck lächeln, und es wird sonderbar, gewiß widersprechend scheinen, daß ich von Schiffbruch und zugleich von Glück rede, aber — wenn es Glück ist, den Zweck seiner Reise zu erreichen, so denke ich, kann ich auch diese Behauptung rechtfertigen, denn dieser Fraser, nachdem er auf einer Sandbank, 10 Meilen von der Küste, drei unglückliche Tage zugebracht hatte, wurde endlich durch Fischer gerettet, und von Allem entblößt, kam er in Havana an. Sein Name und sein Gewerbe waren schon genug, ihn Humboldt zu empfehlen, der ihn in sein Haus aufnahm, mit Geld und Allem, was er bedurfte, unterstützte und durch seine Verbindungen die Erlaubniß ver-

schaffte, die Insel Cuba zu bereisen, die er, ohne den Unfall des Schiffbruchs, wohl schwerlich erlangt haben würde.

Hatte ich nun nicht Recht, Frasers Schiffbruch, zum Besten der Botanik, einen glücklichen Vorfall zu nennen?

Diesem Manne vertraute Humboldt die Kisten mit Pflanzen für den Prof. Wildenow an, und er hat Sorge dafür getragen, daß sie glücklich angekommen sind.

Auf dem Fall, daß seine frühern Briefe seinem Freunde Wildenow nicht zu Händen gekommen wären, wiederholte er kürzlich die bisherigen Hauptepochen seiner Reise, und das war sehr gut, denn wirklich war keiner dieser Briefe in Berlin angelangt.

Das Hauptsächlichste hatte darin bestanden, daß Humboldt am 5. Juny 1799 mit seinem Reisegefährten Bonpland auf der Fregatte Pizarro, von Corunna nach den canari-

schen Inseln gesegelt, wo sie den Pic de Teyde bis in den Crater bestiegen hatten, wo seit 12 Jahren Niemand gewesen war.

Den 16. Juny waren sie im Hafen von Cumana angelangt, wo sie bis im November dort geblieben waren, von hier giengen sie am 18. Nov. zur See nach la Guayra und Caracas. Dort und in der umliegenden Gegend die Silla besteigend, blieben sie zwei Monate, dann durch Valles de Araqua und durch die Cacaopflanzungen am romadischen See von Valencia, wo sie einen Baum entdeckten, dessen Milch die Indianer wie Kuhmilch genießen.

Dies klingt sonderbar genug, aber doch verhält es sich in der That so; zugleich ist diese Milch überaus nährend und giebt sauren Käse.

Weiter gieng es nach Portokabelle, (eine Stadt in Amerika auf der nördlichen Küste der Erdenge von Panama, Terrafirma gegen Norden gelegen, mit einem schönen und großen Hafen, welchen Christoph Columbus 1504 zu=

erst entdeckt hat) und dann südlich durch eine große Wüste voll wilder Pferde in die Provinzen Bacinas an den Gränzen von Santa Fe, bis Rio Apure im 7ten Grade südlicher Breite. Auf diesem Flusse östlich in den Orinoko bis Cabruta; dann diesen südlich aufwärts bis jenseits der fürchterlichen Cataракten de Maypure und Atures an die Mündung der von Guito kommenden Guaviare. Von hier aus den Orinoko verlassend auf den kleinen Flüssen Atadoxo, Tuamini und Temi gegen Südwesten, und 150 Meilen von Guito bis an den, durch seine Schlangen berüchtigten Monte de Pimichia.

Durch diesen Wald trugen die Indianer drei Tage lang die Piroque bis an den Fluß Negro. Diesen schifften sie alsdann hinab südöstlich bis Ton Carlos, einer von acht Mann bewachten Grenzfestung gegen den Bresil, wo Humboldt gern weiter vor bis an den nahen Amazonenfluß gekommen wäre, allein von den Portugiesen verhindert wurde, die gegenüber San Jose de Maravitanos besitzen.

Für einen Naturforscher ist es in der That recht übel, wenn er auf seinen Reisen nicht

überall hingehen und Untersuchungen anstellen kann, wie es ihm beliebt, aber den Befehlshabern auf solchen Inseln ist es auch nicht zu verdenken, wenn sie vorsichtig verfahren und nicht jeden Fremden nach Belieben sich umsehen, oder wohl gar die Gegend mit Instrumenten aufnehmen lassen.

Man kann nicht wissen, in welcher Absicht solches geschieht, und Festungen z. B. die, wie wir oben gehört haben, eine Besatzung von 8 Mann haben, die können nicht wagen, jeden Fremden in ihrer Gegend zu dulden, denn wie leicht konnten sie überfallen werden.

Nach dieser kleinen Ausschweifung wollen wir wieder zu den Hauptepochen der Humboldtschen Reise zurückkehren und bemerken, daß es von dem Bresil aus nördlich an die Quellen des Orinoko gieng; diesen aufwärts bis jenseits dem Vulkan Dulda im Dorado in Wäldern von Cacao, wo sie nichts Bemerkungswerthes fanden, als einen Mandelbaum mit 14 Zoll breiten Früchten, von dem es wohl zu wün=

schen gewesen wäre, daß ihn Hr. v. Humboldt etwas ausführlicher beschrieben hätte, und so schifften sie den ganzen Oronoko abwärts bis an die Mündung, eine Reise von 1200 Meilen immer auf den Flüssen. Von der Mündung des Orinoko gieng es nach Barcellona und endlich am 1. Sept. 1800 nach Cumana zurück, wo sie in dem Hause des Gouverneurs Don Vincent Emperon ihr Quartier aufschlugen, alle bisher gemachte Sammlungen ordneten und ins Gebirge Chaparuparu Excursionen machten, das heißt, wo sie Spatziergänge unternahmen, besonders um Pflanzen aufzusuchen.

Mit vieler Gefahr und schrecklichem Sturm reisten sie am 24. Okt. von Nuova Barcellona nach Havana, wo sie den 19. Dez. 1800 ankamen, und man denke sich das Vergnügen, das Hr. v. Humboldt hier genoß, hier fand er seit 18 Monaten die ersten Briefe aus Europa.

Ich glaube wirklich, eine solche Freude läßt sich mit keiner andern so leicht in Vergleich setzen, denn es kann nicht fehlen, daß man sich

auf so weiten Reisen, troz der verschiednen Abwechslung und der mancherlei neuen Gegenstände, immer seines Vaterlandes erinnert und nichts sehnlicher wünscht, als von seinen Freunden und Bekannten Nachrichten zu erhalten. Nun denke man sich, diese anderthalb Jahr entbehrt zu haben, und auf einmal die Hand seiner Freunde zu erkennen; so etwas muß einen Reisenden viel Vergnügen machen, und die überstandnen Mühseligkeiten schon zur Hälfte versüßen.

An den schon oft erwähnten Bonpland hatte Hr. v. Humboldt einen treflichen Reisegefährten, nicht sowol in Ansehung des angenehmen Umganges, sondern auch, weil dieser Naturforscher überaus thätig und arbeitsam war, sich leicht in Sitten und Menschen finden konnte, und sehr gut Spanisch sprach, welches kein geringer Vortheil auf Reisen ist, wenn man die Landessprache kennt, denn daß man in diesen spanischen Kolonien mit der spanischen Sprache allein fortkommen könne, ist nicht schwer einzusehen.

Bei den botanischen Sammlungen und Beobachtungen besonders, leistete Bonplands Geschicklichkeit, der ein Schüler Jussieus, des Fontaines und Richards ist, die treflichsten Dienste. Die Pflanzen, die mit den Dubletten über 12000 betrugen, hatte er allein geordnet, und auch die Beschreibungen waren zur Hälfte sein Werk.

Um der Wahrheit desto gewisser zu seyn, beschrieben oft Humboldt und Bonpland, jeder besonders, dieselbe Pflanze, und das ist eine trefliche Methode, ein offenbarer Gewinn für die Wissenschaften, weil Bemerkungen, die zwei Personen zugleich machen, immer sicherer sind, als wenn man sich allein auf die Beschreibung eines Naturforschers verlassen muß.

Ihre vornehmste botanische Sammlung bestand in Palmen und Gräsern, in Melastomis, Piper, Malpighia, Cipura, Aublet, Caesalpina, und der Cortex Angustura, die ein neues, von Cinchona verschiedenes genus ist. Freilich wird euch, meine jungen Leser, die ihr keine

Botaniker seyd, das alles wenig interessiren, aber ich muß es anführen, um euch von der Thätigkeit und der Geschicklichkeit des Hrn. v. Humboldts einen Beweis zu geben, und — ich bekenne auch aufrichtig — diese Nachrichten sind nicht allein für euch, sondern auch für Leser bestimmt, die sich mit botanischer Wissenschaft abgeben, und die wenigstens in der Naturgeschichte solche Vorkenntnisse haben, daß ihnen dergleichen Nachrichten interessant seyn können.

Ueberhaupt gewinnt die Wissenschaft immer, wenn in so entlegenen Ländern neue, nach der Natur gemachte Beschreibungen aufgezeichnet werden, und das wunderbare, mit undurchdringlichen Wäldern angefüllte, von so vielen neuen Affensorten bewohnte Land zwischen den Orinoko und dem Amazon, in welchen unsre Reisenden 1400 geographische Meilen zurückgelegt hatten, enthält einen ausserordentlichen Schatz von Pflanzen.

Hier würde Humboldt von dem völlig überzeugt, was er in England noch nicht glaubte,

daß wir nemlich nicht drei Fünftel aller vorhandenen Pflanzenspecies kennen, denn er fand ganz wundersame Früchte, von denen er, als sie vom Aequator zurückkamen, große Kisten voll nach Madrit und Frankreich gesandt hat.

Die Palmenwelt in den undurchdringlichen Wäldern am Rio Negro, gewährt einen treflichen Anblick, und nur in der Guayana in Südamerika, behauptet Hr. v. Humboldt, sey die Welt recht eigentlich grün.

Unglaublich ist es, wie hier der Brodfruchtbaum (artocarpus incisa) gedeiht, den man in der Guayana kultivirt. Denkt nur einmal, vierjährige Bäume sind 30 Fuß hoch, haben 3 Fuß lange und 18 Zoll breite Blätter, und geben unzählige Früchte. Es giebt hier Plantagen, die 4—500 Stämme besitzen.

Das Zuckerrohr von Otaheite macht Epoche in der Geschichte des Ackerbaues, denn es ist dreimal dicker, als das alte sonst gewöhnliche und giebt wenigstens den dritten Theil Zukker mehr.

Ich muß hier in Erinnerung bringen, daß der Cook, dessen Entdeckungsreisen euch nicht unbekannt seyn werden, diese Pflanze, oder vielmehr ihre Cultivirung in diesen Gegenden mit zu verdanken haben, und daß folglich diese Pflanze allein schon hinreichend seyn würde, Cooks Namen zu verewigen.

Solche Naturschätze zu bewundern, ist ein großer Genuß, und besonders für einen Naturforscher, aber es sind auch dabei der Beschwerden und Schwierigkeiten nicht wenige. Was Herrn v. Humboldt sehr zu statten kam, war, daß er von dem spanischen Hof viele Empfehlungen hatte, folglich auch in diesem Lande mit größerer Freiheit und Sicherheit reiste, als andre Gelehrte, die dergleichen nicht haben. Auch reiste er mit mehr Bequemlichkeit, als viele andre, denn — denket nur einmal — auf den Flüssen standen ihm oft 24 Indianer vier Monate lang zu Gebote, und im Innern des Landes hatte er zuweilen einen Troß von 14 Maulthieren, um seine Pflanzen, Instrumente und übrigen Bedürfnisse fortzuschaffen.

Das alles ist nun freilich überaus angenehm, aber wie es sich von selbst versteht, nicht hinreichend, um einen Reisenden vor den Beschwerlichkeiten zu schützen, die Klima und Lokalität verursachen. So z. B. gab es in der Guayana viele Mosquiten, das sind eine Art von Mücken, die durch ihre Menge die Luft versinstern, und gegen welche man Kopf und Hand verdeckt halten muß. Diese Thiere quälen Reisende nicht wenig. Es ist fast unmöglich zu schreiben und die Feder ruhig zu halten, wenn die Mosquiten herumschwärmen, so wüthend schmerzt das Gift dieser Insekten.

Um dieses Ungemach zu vermeiden, muß man alle Arbeit beim Feuer in einer indianischen Hütte vornehmen, wo kein Sonnenstral eindringt, und in welcher man auf den Bauch kriechen muß.

Das ist nun freilich, wie ihr leicht denken könnt, eine sehr fatale Geschichte, denn man erstickt dabei fast vor Rauch, aber es ist

doch das einzige Mittel, um weniger von den Mosquiten zu leiden.

Es ist außerordentlich, was man von diesen Thieren gequält wird, und Hr. v. Humboldt erzählt sogar, daß in Maypure er sowohl, als die Indianer, dieser Insekten wegen, ihre Zuflucht in den Wasserfall, wo der Strom rasend getobt habe, blos deshalb nehmen müssen, weil der Schaum die Mosquiten vertreibt. In Higuerote gräbt man sich Nachts in den Sand, so daß blos der Kopf hervorragt und der ganze Leib mit 3 bis 4 Zoll Erde bedeckt bleibt. In der That, wenn dergleichen Geschichten nicht solche glaubwürdige Reisebeschreiber, wie z. B. Herr von Humboldt, erzählten, so würde man sie für eine Fabel halten.

Unter solchen Beschwerden muß es gewiß äußerst mühsam seyn, Pflanzen zu beschreiben, und wenn auch diese überwunden sind, so geht ein neuer Jammer an, wenn man seine Kisten öffnet, denn es trifft hier die Kräutersammlungen dasselbe Schicksal, über das bereits an-

dere Naturforscher, als: Sparmann, Banks, Schwarz und Jacquin geklagt haben, nehmlich die unermeßliche Nässe des amerikanischen Klimas und die Ueppigkeit der Vegetation macht es schwer, alte ausgewachsene Blätter zu finden, und diese verderben dann einen großen Theil solcher Sammlungen.

Täglich bemerkten sie neue Insekten, welche Papier und Pflanzen zerstörten, und was ihre Geduld auf eine sehr harte Probe setzte, war, daß Kampher, Terpentin, Theer, verpichte Breter, Aufhängen der Kisten in freier Luft, und kurz alle in Europa ersonnenen Künste, hier scheiterten, so daß sie oft in der Verlegenheit waren, eine Menge der gesammelten Pflanzen wieder wegzuwerfen, zumal in der Guayana, dem Dorado und dem Amazonenlande, wo sie täglich im Regen schwammen.

Man sollte kaum denken, daß es unter solchen Umständen einen Europäer in diesen Gegenden gefallen könne, aber ohngeachtet der

so vielen Beschwerden, schien die Weltgegend zwischen den Wendekreisen ganz Humboldts Element zu seyn, und er versichert in allen seinen Briefen, er sey nie so ununterbrochen gesund gewesen, als seit seiner Abreise aus Spanien.

„Trotz des ewigen Wechsels von Nässe, Hitze und Gebirgskälte," sagt er in dem Briefe an seinen Freund Wildenow, „hat meine Gesundheit sichtbar zugenommen."

Ihr werdet euch vielleicht wundern, daß Humboldt, in einem Lande, wo es so viele und äußerst lästige Insekten giebt, einer Gebirgskälte erwähnt, aber das ist sehr natürlich, denn die Pacime, der südliche Theil der Guayane, ist keinesweges ein solches Land, wie es die Geographen gewöhnlich schildern, sondern es hat von Popayan und Guito auslaufende und mit dem Oyapock bei Cayenne sich verbindenden Gebirge, die Humboldt in 1 Grad nördlicher Breite vom Aequator 9600 Fuß hoch gefunden hat.

III.

Noch einige botanische Bemerkungen, aber auch überhaupt die Beschreibung der Lebensart und der Einwohner in Südamerika.

Aus Humboldts Beispiel sieht man nur zu deutlich, daß alles auf die Constitution des Körpers ankomme, um sich an ein uns ungewohntes Klima zu gewöhnen, und daß Europäer zuweilen die Beschwerlichkeiten des Landes eher, als selbst die Eingebohrnen, vertragen können. So z. B. hat sich Humboldt in einigen Städten als la Guayra und Portocabello auf=

gehalten, wo das gräßliche gelbe Fieber gewüthet, und doch versichert er, nicht einmal Kopfweh gehabt zu haben. Nur in St. Thome de la Angostura der Hauptstadt in der Guayana und in Nuova Barcellona, da bekam er drei Tage lang Fieber, einmal am Tage seiner Rückkunft vom Rio negro, da er nach langem Hunger zum erstenmal und unmäßig Brod genoß, und das anderemal, als er von einem Staubregen bei Sonnenschein benetzt wurde, wodurch man gewöhnlich ein Fieber bekommt.

Am Atabopo, wo die Wilden stets am Faulfieber leiden, befand sich Herr v. Humboldt grade sehr wohl, übrigens aber hat er hier sehr viel aushalten müssen, denn vier Monate lang schliefen sie in Wäldern, umgeben von Krokodillen, Boas und Tiegern, nichts genießend als Reis, Ameisen, Manioc, Pisang und Orinokowasser und bisweilen Affen.

Hierzu kam noch, daß sie von Mondavaca bis zum Vulcan Duida, von den Grenzen des Guito bis Surinam hin, Strecken von 8000

Quadratmeilen hatten, in denen kein Indianer, sondern nichts als Affen und Schlangen anzutreffen waren, und daß sie diese Gegenden, an Händen und Gesicht von Mosquitenstichen geschwollen, durchstreichen mußten.

Mit den Gegenden geht es grade wie hier, sie wechseln immer ab, denn auf solche Wüsten folgen auch wieder majestätische Palmwälder, wo man viele und verschiedene unabhängige indianische Völkerschaften und bei diesen einen Rest peruanischer Kultur antrifft, und solltet ihr wohl glauben, daß man Nationen findet, die ihren Acker wohl bestellend, Gastfreundschaft ausüben, sanft und menschlich wie die Otaheiter scheinen, die aber auch, gleich diesen — Menschenfresser sind.

Das ist nun freilich eine sehr traurige Bemerkung, aber sie stimmt mit der Wahrheit und den Berichten andrer Reisebeschreiber genau überein. Auch Humboldt mit seinen Begleitern fand überall in Preiga, Südamerika, in den Hütten die entsetzlichsten Spuren des Men-

schenfressens, und man kann sich eben nicht über so wilde Gewohnheiten wundern, denn in dem Theile südwärts von den Cataracten des Orinoko, ist vor Humboldt, außer etwa 5 oder 6 Franziskanermönchen, gewiß kein Christenmensch gekommen. Ueberhaupt kann man nur als Mönch oder in Begleitung eines Mönchs in diesen Gegenden reisen, ohne von den Indianern etwas zu befürchten zu haben.

Ueber die spanischen Kolonien in Amerika macht Herr von Humboldt sehr schätzbare und in so fern neue Bemerkungen, weil nicht zu leugnen ist, daß viele Europäer gegen die spanische Nation manche Vorurtheile äußern, er dagegen theuer versichert, daß diese Nation, trotz alles politischen und religiösen Drucks, dennoch mit Riesenschritten ihrer Bildung entgegen gehe, und daß in ihr sich ein großer Charakter entwickle. Daraus, meint er, daß in Amerika nichts von ihr laut werde, daraus müsse man nicht urtheilen, daß sie nichts für die Wissenschaften thun. Es giebt hier ungeheure Pflanzenschätze, setzt Humboldt hinzu, vortreffliche

Zeichnungen und Beschreibungen sind schon fertig, allein an Publication ist in einem Lande nicht zu denken, wo die Buchhändler 20000 Thaler fordern, um ein Buch drucken zu lassen. So ist also von einer Seite hier Reichthum anzutreffen, von der andern Seite aber auch Armuth, und so viel bemerkt man wohl, die Botanik ist eigentlich die vorzügliche Wissenschaft, die hier studiert wird, denn von andern Dingen findet man wenig erwähnt.

Sessé, ein sehr guter Botaniker, erzählt uns Humboldt, hat sieben Jahre lang ganz Mexico und Californien bereist, und hat 2000 Zeichnungen. Tatala arbeitet noch in Peru, so wie Cervantes in Mexico.

Die Liebe zu dieser Wissenschaft geht so weit, daß in Havana eine eigne botanische Commission ist, deren Haupt D. Boldo war, und wie dieser am gelben Fieber starb, da kam der junge Estevez, Sesses Schüler, an seine Stelle. Mit ihm arbeitet ein mexicanischer Maler, Echevaria, dessen Talent im Pflanzen-

zeichnen alles hinter sich lassen soll, was Europa nur aufzuzeigen hat.

Kurz, unsern Reisebeschreiber gefiel es in Amerika sehr, und besonders auch in Havana, von da aus er an seinen Freund Wildenow in Berlin schrieb. Auch ist Havana wirklich schon eine große, reiche und bedeutende Stadt auf der Insel Cuba, besonders auch mit einem berühmten Hafen, und treibt überhaupt ansehnliche Handlung. Havana ist der Sammelplatz aller spanischen Flotten, die nach Amerika gehen, oder aus diesem Welttheile zurückkommen, daher halten sich auch hier viel Fremde auf, und es ist sehr natürlich, daß ein Reisender an solchem Orte alles vorzüglich schön und cultivirt findet, wenn er vorher so bedeutende Reisen und zwar unter wilden Indianern und unter Crocodillen und Tigern gemacht hat.

So sehr er aber auch das Alles lobt und rühmt, so widerspricht er doch gradezu den englischen Zeitungsnachrichten, welche verbreitet hätten, Herr v. Humboldt reise mit großen

Aufträgen vom spanischen Gouvernement und sey zu einem hohen Posten im Rath von Indien bestimmt.

So geht es sehr oft mit Zeitungsartikeln, und ihr könnt hieraus, meine jungen Leser! sehr deutlich abnehmen, daß nicht immer auf dergleichen Nachrichten zu bauen sey, wenn nicht zugleich die Quellen mit angegeben werden, woraus man solche geschöpft hat.

Humboldt konnte diese Zeitungsfabel nicht anders als lächerlich vorkommen, denn er wußte im voraus, daß, falls er glücklich nach Europa zurückkehre, so würden ihn ganz andre Plane beschäftigen, die gewiß mit dem Rath in Indien wenig zusammenhiengen.

Ein Menschenleben, begonnen wie das seinige, ist zum Handeln bestimmt, und wäre es der Fall gewesen, daß er unterliegen sollen, so hätten die, welche seinem Herzen nahe waren, gewußt, daß er sich nicht gemeinen Zwecken aufopfre. Aber die Erfüllung seiner Zwecke

erfordert Unabhängigkeit, und die seinige wird und muß ihm mit jedem Tage theurer werden. Um ihrentwillen hat er nie einen Schein von Unterstützung von irgend einer Regierung angenommen. Er lobt das spanische Gouvernement, und wie ich euch auch schon erzählt habe, so hat man der spanischen Regierung zu verdanken, daß dieser thätige Reisende in den dortigen Kolonien durch nichts gehindert wurde, aber — Hr. von Humboldt liebt seine Freiheit zu sehr, als daß er sich nach den Befehlen irgend einer Regierung schmiegen sollte, und das würde doch von einem solchen Engagement bei irgend einem Hofe, ganz unzertrennlich seyn.

Ueberhaupt ist wohl nichts gewisser, als daß, wenn es einem Reisenden um wissenschaftliche Entdeckungen zu thun ist, er sich grade in der Lage, wie Hr. v. Humboldt, befinden muß, das heißt, er muß frei und unabhängig seyn, seine Reisen nach Willkühr aufgeben, verschieben, oder auch nach Zeit und Umständen anders, als vorher beschlossen, einrichten können. Alle Schwierigkeiten, die von so

großen weiten Reisen unzertrennlich sind, überwinden sich leichter, wenn der freie Wille des Menschen die Hauptrolle spielt, aber sie kommen einen unerträglich vor, wenn man seine Unternehmungen nur nach den Befehlen anderer, zuweilen auch nach den Launen irgend eines unverständigen Höflings einrichten soll.

Der scharfsichtige Humboldt hat das alles zu gut durchgesehen, um sich durch irgend eine Verbindung Fesseln anlegen zu lassen. Er reist unabhängig von andern Menschen nur zu seinem Vergnügen und zum Besten der Wissenschaften, und eben dadurch macht er sich so interessant als bewundernswürdig, denn die sogenannte neue Welt, wo er sich befand, dürfte wohl so leicht kein Europäer von gleichen Kenntnissen wiederum besuchen, denn was er bisher geleistet, hat nur zu deutlich den Beweis gegeben, daß es ihm nie darum zu thun war, durch seine Reiseabentheuer Aufsehen zu erregen, sondern nur das Reich der Wissenschaften durch wichtige Entdeckungen zu bereichern.

IV.

Herr von Humboldts Abreise aus der Havana — seine Ankunft in Carthagena, — Beschreibung der Gegend und Vorfälle auf dieser Reise.

Humboldts Plan hatte anfangs darin bestanden, über Nordamerika nach Mexico zu gehen, aber er änderte ihn ab und kehrte an die Südküste des Mexicanischen Meerbusens zurück, um von da zu Lande nach Quito und Lima zu reisen.

Glaubt nicht etwa, junge Leser, daß unser Reisender in seinen Planen wankelmüthig

sey, im Gegentheil hat er nur zu oft bewiesen, daß eine gewisse Festigkeit in Unternehmungen einen Hauptzug seines Charakters ausmache, aber es würde Eigensinn verrathen, wenn man einen einmal entworfenen Reiseplan, ohngeachtet wichtiger Gegengründe, nicht abändern wollte, und das war hier der Fall, denn nicht nur, daß die Schifffahrt von Akopulko nach Guajaquil langwierig und beschwerlich zu seyn pflegt, sondern er hätte doch noch einmal nach Akapulko zurückgehen müssen, um dort eine Gelegenheit nach den Philippinen zu finden.

Den 8ten März reiste er von Batabano, an der südlichen Küste der Insel Kuba, in einem sehr kleinen Schiffe ab. Da sie Mangel an Wasser hatten, liefen sie in den Hafen la Trinidad am östlichen Ende der Insel ein, und brachten dort zwei angenehme Tage in einer schönen und romantischen Gegend zu. In Carthagena landeten sie erst am 30ten März. Sonst dauert eine solche Ueberfahrt gewöhnlich nur 6 bis 8 Tage, allein jetzt gieng es anders,

denn sie hatten fast ununterbrochen Windstille oder doch nur schwache Winde.

Der Meeresstrom trieb sie zu weit westlich, so daß sie in den Busen von Darien geriethen. Das ist nehmlich der schmale Strich Landes, welcher das nördliche Amerika mit dem südlichen verbindet. Hier mußten sie nun acht Tage hindurch längst der Küste wieder hinauf fahren, was bei dem orkanartigen Ostwinde, der um diese Jahreszeit beständig hier zu wehen pflegt, mit diesem kleinen Fahrzeuge eben so schwierig als gefährlich war.

Dieser widrige Vorfall, so wie das in der Welt sehr oft zu gehen pflegt, hatte doch auch, wenigstens für die Botanik, sehr gute Folgen, denn sie legten am Pio Sinu vor Anker und botanisirten zwei Tage lang an seinen Ufern, die wohl noch nie ein Naturforscher betreten hatte.

Für ihre Mühe wurden sie reichlich belohnt, denn sie fanden eine herrliche palmen-

reiche aber zugleich auch wilde Natur, und sammelten eine beträchtliche Anzahl neuer Pflanzen, wobei nur zu bedauern ist, daß Herr von Humboldt uns diese neu entdeckten Pflanzen nicht namentlich mit angegeben hat.

Die Mündung dieses Flusses, der sich zwischen dem Rio Atrakto und dem Rio de la Magdalena ins Meer ergießt, ist gegen zwei Meilen breit, und er selbst mit Krokodillen angefüllt.

Dort war es auch, wo sie Darien-Indianer sahen, die sich von den übrigen merklich auszeichnen, und ganz das Gegentheil der Karaiben sind. Diese kleinen breitschulterigen Indianer sind, nach Humboldts Beschreibung, ziemlich weiß, fetter, fleischiger und stärker an Muskeln als sonst gewöhnlich, leben unbezwungen und ganz unabhängig.

So wurden also unsre Reisenden für ihre lange und etwas beschwerliche Schifffahrt doch

durch mancherlei interessante Gegenstände reichlich wieder entschädigt, und das ist gewöhnlich der Fall bei solchen Reisen.

Noch waren nicht alle Mühseligkeiten dieser Reise überstanden, und die größte Gefahr drohte ihnen am Ende derselben, dicht vor Karthagena selbst. Sie wollten gegen den Wind mit Gewalt in den Hafen einlaufen, aber das Meer wüthete fürchterlich, und ihr Schiffchen drohte jeden Augenblick umzuschlagen.

Ihr werdet euch vielleicht wundern, daß Humboldt kein größeres Schiff hatte, denn mit solchen kleinen Fahrzeugen auf unbekannten Gewässern zu fahren, ist immer sehr gefährlich, aber — es war nicht seine Schuld, kein größeres genommen zu haben, weil es zwischen Kuba und Karthagena nur solche kleine Schiffe giebt.

Also wieder zu der Hauptgeschichte dieser Fahrt, die mit größter Lebensgefahr verbunden war. Das kleine Schiffchen konnte der Gewalt der Woogen nicht widerstehen und —

schlug plötzlich auf die Seite. Eine entsetzliche Welle bedeckte es, und drohte alle zu verschlingen. In welcher Verlegenheit sich unsre Reisenden befanden, das ist leicht zu denken, alles lief wild durcheinander, und nur der Steuermann blieb noch unerschrocken auf seinem Platze, bis auch er auf spanisch ausrief: das Steuerruder lenkt nicht mehr.

Jetzt hielten sie sich alle für verloren.

Es ist eine Regel, die sich in allen Vorfällen des Lebens bewährt findet, nie den Muth zu verlieren, und selbst bei der augenscheinlichsten Gefahr nicht alle Hoffnung sinken zu lassen.

Von der Nothwendigkeit eines solchen Verhaltens bei widrigen Ereignissen, sahe man jetzt den deutlichsten Beweis, denn da man noch das Aeußerste versuchte, und ein Segel abschnitt, welches nun lose flatterte, so hob sich das Schiff auf einmal auf dem Rücken einer neuen Welle wieder empor, und sie retteten sich

auf solche Art hinter das Vorgebirge Gigante.

Nun werdet ihr glauben, daß unsre Reisenden aller Gefahr entgangen sind, aber das war nicht der Fall, denn eine neue und fast noch größere drohte ihnen, so wie sie ans Land kamen.

Die Veranlassung dazu war eine Mondsfinsterniß, in der Nacht vom 29. auf den 30. März, die Herr v. Humboldt zu beobachten wünschte, und deshalb er sich mit seinen Begleitern in einem Boote ans Land setzen ließ. Kaum waren sie ausgestiegen, so hörten sie Ketten rasseln. Jetzt war ihnen nicht wohl zu Muthe, denn ein solches Geräusch in der Nacht und in einer solchen Gegend, das kann wohl den Muth eines sonst herzhaften Menschen auf die Probe setzen.

Was denkt ihr wohl, was das Kettenrasseln war? Entlaufene Neger waren es, baumstarke Kerls, die aus dem Gefängnisse von

Karthagena entsprungen waren und mit Dolchen in den Händen aus dem Gebüsch hervor und auf die Europäer zu sprangen, wenn auch nicht grade in der Absicht sie zu morden, doch wenigstens um sich des Bootes zu bemächtigen.

Was sollten sie thun, besonders da sie unbewaffnet waren? Sie konnten weiter keinen Entschluß fassen, (denn hier zu verweilen, das wäre nun wohl nicht rathsam gewesen,) als so schnell als möglich zu flüchten, in das Boot zu steigen und die Küste ganz eilig zu verlassen.

Unangenehm war es ihnen nun freilich, sich durch diesen Vorfall an Beobachtung der Mondfinsterniß gehindert zu sehen, aber desto angenehmer war das glückliche Ereigniß am folgenden Tage, daß sie endlich ruhig und bei Windstille im Hafen von Karthagena einlaufen konnten.

Seine sämmtlichen Manuscripte und Karten hatte Hr. v. Humboldt in der Havana in den Händen seines Freundes, des D. Ramirez,

eines geschickten Chemikers zurückgelassen, der sie mit nach Europa zu nehmen versprochen hatte.

Ein Herbarium war gleichfalls in der Havana stehen geblieben, und ein zweites, nehmlich Dubletten des erstern, war mit dem Mönch Gonzalez über Nordamerika nach Spanien und la Rochelle abgegangen, und das dritte, gleichfalls Dubletten, war das, welches, wie ich schon bemerkt habe, mit dem Botaniker Fraser nach London und von da weiter nach Berlin an den Prof. Wildenow geschickt worden.

Die Gesundheit Hr. v. Humboldts war fortdauernd gut, und er versichert seinem Bruder, daß man jetzt um so unbesorgter um ihn seyn könne, da er von nun an blos in der stillen Südsee schiffe. Es war nehmlich sein Plan, von hier zu Lande über Santa Fe und Popayan nach Quido zu gehen, wo er im Junius dieses Jahres einzutreffen gedachte, dann von Quido nach Lima, von dort im Februar 1802 nach Akopulko und Mexiko, von Akopulko 1803 nach

den Philippinen, und 1804 hoffte er die Seinigen in Deutschland wieder zu sehen, welches nun auch geschehen ist.

Ueber nichts klagte er mehr, als daß es ihm an Nachrichten aus Europa fehlte, und daß er von seinem Bruder, seit seiner Abreise aus Spanien, nur einen einzigen Brief, nehmlich aus Utrera erhalten, und doch gewiß glaubte, daß er ihn oft geschrieben hatte. Doch seinen Begleitern gieng es nicht besser, denn auch diese hatten seit dem März 1800 keine Briefe aus Europa erhalten.

V.

Reisenachrichten des Herrn von Humboldt von 1801, aus Contreras bei Ibagua geschrieben, das in Südamerika, westwärts von Santa Fé de Bogota zwischen dem Rio Kauka und dem Magdalenenflusse liegt.

Mit Recht kann man Herrn von Humboldt einen kühnen, aber auch zugleich einen glücklichen Reisenden nennen. Er durchsegelt die Meere grade so, wie wir etwa eine Spatzierfahrt auf einem Luftschiffe machen, und spatziert unter wilden Indianern herum, wie wir bei einer angenehmen Landparthie uns zuweilen mit den Landleuten zu unterhalten pflegen.

Glücklich nenne ich ihn um deswillen, weil, ohngeachtet aller Beschwerlichkeiten, die eine so bedeutende Reise mit sich führt, seine Gesundheit doch immer die beste ist, sein Muth unerschütterlich bleibt, ihm alle seine Plane gelingen, und er überall, wo er hinkommt, mit zuvorkommender Gefälligkeit aufgenommen wird.

An die neue Welt, die ihn umgiebt, hat er sich dergestalt gewöhnt, an die Farbe des Himmels, die Stellung der Gestirne, und den Anblick der Indianer, daß, wie er selbst sagt, Europa seiner Einbildungskraft manchmal nur wie ein Land vorschwebt, das er in seiner Kindheit sah; aber deshalb müßt ihr nicht glauben, daß er sich weniger zurück sehne, denn die Liebe zum Vaterlande scheint bei jedem Briefe, den er an die Seinigen schreibt, immer aufs neue bei ihm rege zu werden.

Die Ungewißheit des Briefwechsels hat die natürliche Folge, daß Herr von Humboldt manches wiederholt, was er schon einmal, vielleicht gar schon mehrmal geschrieben hat.

So viel möglich werde ich dergleichen Wiederholungen zu vermeiden suchen, aber was seine Reiseroute betrifft, dieser will ich noch einmal erwähnen, denn so etwas vergißt sich leicht, und es hat mancherlei Nutzen, solche ins Gedächtniß zu fassen. Nun also, vom November bis Januar 1800 waren unsre Reisenden in Karakkas. Von da unternahmen sie die Reise auf dem Orinoko. Durch den Apure kamen sie in diesen Fluß, schifften ihn über die Katarakten hinweg aufwärts, und gelangten in die kleinen Flüsse Atabapo, Tuamini und Temi, wo sie denn von da aus, wie wir schon bemerkt haben, ihr Kanot drei Tage lang bis Canno, Pimichia, am schwarzen Fluß, trugen. Diesen schifften sie abwärts bis zu den Grenzen von Groß-Para und Brasilien; dann aufwärts bis zum Casiquiari zwölf Tage lang; zwischen so dick verwachsenen Wäldern, daß sie darin die Tiger auf den Bäumen erblickten, welches freilich eine Seltenheit zu seyn scheint, aber doch sehr erklärbar ist, wenn man bedenkt, daß der Pflanzenwuchs hier so üppig ist, daß er diese Thiere auf der Erde zu gehen hindert.

Von Casiquiari kamen sie wieder in den Orinoko, den sie weiter aufwärts gegen Osten, nach seinem Ursprung verfolgten, und zwar bis über den Feuerspeienden Berg Duida hinaus.

Gern wären sie noch weiter vorgedrungen, aber die Wildheit der menschenfressenden Guaikas hielt sie ab, und das ist sehr löblich, denn ohne eben schüchtern zu seyn, ist es jedem Reisenden anzurathen, lieber weniger zu beobachten und sich nicht muthwillig in Gefahr zu begeben. Auch ist nie ein Weißer weiter östlich in das unbekannte Land dieser unabhängigen Indianer gekommen, und es ist Ruhm genug für unsre Reisenden, daß sie in den Wäldern zwischen dem Rio Negro, Orinoko und Amazonenfluß 500 Meilen tiefer landeinwärts als andre Europäer, gelangten.

Vom Duida schifften sie nun den ganzen Orinoko bis an seine Mündung, 500 französische Meilen weit hinab, und diese Erzählung ist äußerst wichtig, denn dadurch wird ein bis-

her in der Erdbeschreibung bestrittener Punkt, ob es nehmlich eine Vereinigung zwischen dem Orinoko und Amazonenfluß gebe, ganz außer Zweifel gesetzt. Viele Geographen haben diese Vereinigung gänzlich geläugnet, dahin gehört auch Buache, ein Mitglied des Nationalinstituts in Paris. Dieser Gelehrte hebt die Vereinigung zwischen dem Orinoko und Amazonenfluß auf, und macht den Parima, Maquiritari, Casiquiari und andre zu Armen des schwarzen Flusses.

Um seine Behauptung zu rechtfertigen, beruft er sich auf eine große wasserscheidende Gebirgskette zwischen den beiden großen Strömen, aber es fehlt der Beweis von dem Daseyn dieser Gebirgskette, und nach unsers Humboldts Beschreibung scheint sie auch gar nicht zu existiren, sondern es ist wahrscheinlich, daß der Orinoko auf seinem östlichen Laufe den Casiquiari aufnehme, der unmittelbar vom schwarzen Flusse herkömmt, so daß man von ihm in diesen letztern und durch diesen weiter in den Amazonenfluß gelangen kann.

Jetzt wollen wir in der Humboldtschen Geschichte weiter gehen, und bemerken, daß sie nach dieser, über 1200 Meilen weiten Reise, nach St. Thomá de la Angostura zurückkehrten, wo sie einen Monat verweilten, von da durch das Land der Karaiben giengen, und über Neubarcelona, in Kumana im September ankamen. Bei dieser Gelegenheit bemerkt Hr. v. Humboldt, daß die Karaiben die größeste und muskelstärkste Nation sey, welche er je gesehen habe, und widerlegt dadurch die Erzählung andrer Reisebeschreiber, die von der Schwäche und Ausartung des Menschengeschlechts in der neuen Welt reden. So verschieden fallen zuweilen dergleichen Beschreibungen aus, denn bei Raynal liest man von der Schwächlichkeit dieser Nation, und Humboldt dargegen vergleicht einen ausgewachsenen Karaiben mit einem aus Erz gegossenen Herkules.

Nach einer anderthalb Monat langen und sehr stürmischen Schiffahrt, wo sie bei den Klippen der Vipernbank in Süden von Jamaika, beinahe Schiffbruch litten, langten sie

in der Havana an, wo sie drei Monate bald im Hause des Grafen Orelly und bald auf dem Lande zubrachten. Der erste Plan war, von hier nach Nordamerika zu segeln, bis zu den fünf Seen zu gehen, durch den Ohio und Missisipi nach Luisiana herunter zu schiffen, und von da den wenig bekannten Landweg nach Neubiscaja und Mexiko einzuschlagen, aber sie gaben ihn bald wieder auf, und beschlossen nach Südamerika zurückzukehren. In Karthagena kamen sie, wie wir schon gehört haben, am ersten April 1801 an, und von da aus besuchten sie oft den, wegen der ungeheuren Dicke seiner Bäume berühmten Wald Turbako, wo sie Stämme von 8 Fuß im Durchmesser fanden.

Für einen gelehrten Reisenden, wie Hr. v. Humboldt ist, war es äußerst interessant, in Karthagena den Herrn Fidalgo und die Commission zu finden, welche man in der Absicht hierher gesandt hatte, diese Küste aufzunehmen, denn auch seine geographischen Beobachtungen in dem Lande der Indianer zwischen dem Orinoko, Kasiquiars, schwarzen Fluß und Amazo-

nenfluß, gründeten sich auf die Lage mehrerer Kistenpunkte, und daher war ihm die Bekanntschaft mit Herrn Fidalgo überaus angenehm, um eine Vergleichung in Ansehung seiner Beobachtungen anzustellen. Sie stimmten in den Längenbeobachtungen durchgängig überein, und durch Vergleichung der Tagebücher fanden sie auch, daß die Magnetnadel seit 1798 auf dieser Küste eben so westlich als in Europa östlich abweicht, das heißt, daß in Südamerika die östliche Abweichung schon angefangen hat sich zu verändern.

Ich weiß wohl, daß einem großen Theil meiner jungen Leser diese Bemerkung unverständlich seyn wird, und daher will ich noch etwas zur Erläuterung beifügen. Mit der einen Spitze zeigt die Magnetnadel des Kompasses, nur beinahe nach Norden, und mit der andern beinahe nach Süden. Diese Abweichung ist weder zu einer Zeit auf der ganzen Erd- und Meeresoberfläche gleich, sondern an einigen Orten, mehr oder weniger östlich, an andern west-

lich vom Meridian, und wieder an andern Orten gleich Null, noch bleibt sie an dem nehmlichen Orte immer dieselbe. Man hat Karten entworfen, worauf die Abweichungen zur nehmlichen Zeit in allen Welttheilen abgebildet sind, und woraus sich ergiebt, daß die Entfernung vom Meridian in Südamerika nach der entgegengesetzten Richtung zu seyn pflegt, als in Europa und Afrika. Auch hat man einige Verzeichnisse von den Aenderungen dieser Abweichung am nehmlichen Orte zu verschiedenen Zeiten. So zeigte sie sich in Paris am Ende des 16ten Jahrhunderts östlich, am Anfang des folgenden nahm sie ab, und nach der Mitte desselben war gar keine Abweichung, worauf sie im 18ten Jahrhundert nach Westen, und zwar immer weiter gieng. Seit einigen Jahren wird sie in Europa wiederum östlicher, und ich glaube wohl, daß meine Leser sehr neugierig seyn werden, eine bestimmte Erklärung dieser Erscheinung zu hören, allein ohngeachtet unsre Gelehrten vieles darüber geschrieben haben, so ist die Theorie dieser Abweichung und ihrer Aen-

derungen, noch sehr im Dunkeln, und was uns die Astronomen darüber gesagt haben, läuft nur auf Hypothesen hinaus, die schwerlich zu erweisen seyn dürften.

Von Karthagena aus hätte Hr. von Humboldt seine Reise zur See fortsetzen können, nehmlich über Portobelo, Ponoma und Guayaquil, aber er wählte den Landweg nach Guido über Sta Fe und Popayan, und zwar um deswillen, weil er wußte, daß der große Botaniker Don Jose Celestino Muris, ein ehemaliger Freund Limes, sich in Santa Fe de Bogota aufhielt, und mit diesem Bekanntschaft zu machen wünschte, besonders um dessen Pflanzensammlungen mit der seinigen zu vergleichen. Nun hatte er aber auch noch eine Absicht, bei Erwählung des Landweges, und diese bestand darinne, er wollte gern die ungeheure Bergkette der Anden übersteigen, die sich von Lima nördlich herauf bis an die Mündung des Flusses Atrato erstreckt, um so allein eine auf seine

eigenen Beobachtungen gegründete Karte des ganzen Südamerikas, nordwärts vom Amazonenfluß, geben zu können. Diesen Zweck zu erreichen, schickte er seine größten Instrumente, die Bücher, die er nöthig hatte, und andre Sachen auf dem Seewege ab, er selbst aber schiffte sich nebst seiner Reisegesellschaft, und nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalt in Karthagena, auf dem Magdalenenfluß ein.

Auf diesem Flusse mußten sie, des angeschwollenen mächtigströmenden Wassers wegen, ohngefehr 45 Tage sich aufhalten, während welcher Zeit sie sich immer zwischen wenig bewohnten Wäldern befanden. Das mag wohl eine sehr traurige Reise gewesen seyn, denn auf einer Strecke von 40 französischen Meilen ist hier auch nicht eine Art menschlicher Wohnung, vielweniger ein Haus anzutreffen, hierzu kommt noch die Unbequemlichkeit, die man von Mosquitos, und von den Stürmen und Gewittern auszustehen hat, die hier fast ununterbrochen fortdauern, und alle Nächte das ganze Him-

melsgewölbe in Flammen setzen, und Hr. von Humboldt sehr ausführlich in vielen seiner Briefe beschrieben hat.

Auf solche Art schiffte er bis Honda im 5ten Grade N. Breite, und hatte Gelegenheit, den topographischen Plan des Magdalenenflusses in vier Blättern zu zeichnen, welches vor ihm nie geschehen ist, denn wenn auch andre diesen Fluß beschifften, wie z. B. Bouguer auf seiner Rückreise nach Frankreich, so hatten diese doch keine Instrumente bei sich, konnten also keine gehörigen Beobachtungen machen, und noch weniger den Zustand der Luft untersuchen, wie Humboldt an vielen Orten mittelst seiner Instrumente gethan hat, die noch alle im besten Stande waren.

Von Honda aus besuchte er die Bergwerke von Mariquita und Sta Anna, wo ein berühmter spanischer Gelehrter, Namens d' Elhuyar seinen Tod gefunden hat. Dieser sowohl, als

sein Bruder, haben sich beide um Chemie und Mineralogie sehr berühmt gemacht, und ich denke daher, es wird Freunden dieser Wissenschaften, (deren ich doch einige unter meinen Lesern annehmen kann), gewiß nicht unangenehm seyn, auch von der Geschichte beider Gelehrten einige Bruchstücke zu wissen, die ich also im nächsten Abschnitte vorzutragen gedenke.

VI.

Etwas aus der Lebensgeschichte der beiden Gelehrten: Don Joseph und Don Fausto d'Elhuyar — fernere Bemerkungen über Honda — Ankunft in Sta Fé und Abreise.

Die beiden spanischen Gelehrten, die Gebrüder Don Joseph und Don Fausto d'Elhuyar sind durch eine im Jahr 1783 gemeinschaftlich unternommene wichtige chemische Arbeit, und damit verknüpfte Entdeckung berühmt geworden. Die Veranlassung dazu war folgende: es hatten zwei Chemisten, Bergmann und Scheele, in Schweden in dem Schwerstein,

einem Fossil, welches fälschlich für ein weißes Zinnerz gehalten wurde, und damals nur aus den Böhmischen und Schwedischen Bergwerken in die Sammlungen der Liebhaber kam, eine Mischung von Kalkerde mit einer kleinen Säure entdeckt, deren metallische Natur sie, nach Analogie der Arseniksäure, ahneten. In einem andern verrufenen Fossil, welches den Namen Wolfram führt, fanden die Gebrüder d' Elhuyar nicht allein denselben gesäuerten Stoff, sondern es gelang ihnen auch wirklich, die Darstellung eines zeither unbekannt gewesenen Metalles aus dem Letztern, wodurch daher die auf guten Gründen ohnehin beruhende Vermuthung der schwedischen Chemiker volle Bestätigung erhielt. Sie gaben dieser neuen Substanz den Namen Wolframmetall, von dem Fossil, durch dessen Zergliederung sie es erhalten hatten, und beschrieben das hierbei beobachtete Verfahren in den Abhandlungen der königl. biscajischen Sozietät vaterländischer Freunde.

Beide Brüder waren gleich berühmt, Don Fausto aber im Auslande noch bekannter ge-

worden, und ihre erste Kenntniß hatten sie in Sachsen gesammelt, wo sie auf der Freiberger Bergakademie um das Jahr 1780 studierten. Im Jahr 1786 reiste Don Fausto d' Elhuyar zu den bekannten metalluogischen Congreß nach Schemnitz in Ungarn, welcher durch von Borns Verpflegung der in Südamerika eingeführten Amalgamation auf europäischem Boden veranlaßt wurde. Im September desselben Jahres ward daselbst die Sozietät der Bergbaukunde errichtet, und der gedachte Spanier gehörte, nebst andern berühmten Mineralogen, mit zu ihren Stiftern. Von dort aus verbreitete er die Kenntniß der Wernerschen Methode in der mineralogischen Charakteristik nach Frankreich. Das klassische Werk des bekannten Mineralogen Werner, (Lehrer der Bergakademie zu Freiberg), welches 1774 heraus kam, war zwar in Frankreich nicht unbekannt, allein, noch hatte man keine Uebersetzung davon, weil es hieß, es würde bald neu herausgegeben werden, wie aber d'Elhuyar ein durchschossenes Exemplar der Wernerschen Abhandlung, mit allen Zusätzen versehen, welche der Verfasser bei seinen Vor-

lesungen hinzufügte, an eine französische Gelehrte, Demoiselle Piccardet zu Dijon schickte, da erhielt man auch bald die Wernersche Abhandlung von Kennzeichen der Fossilien ins Französische übersetzt.

So hatte man also auch diesen Spanier die Ausbreitung der Mineralogie, wenigstens die nähere Kenntniß eines neuern Systems, in Frankreich zu verdanken, so wie er überhaupt durch mehrere und wichtige Unternehmungen sich berühmt gemacht hat. Dahin gehört unter andern, daß er bei Gelegenheit seiner Zurückreise aus Ungarn, auf Befehl der spanischen Regierung sächsische Bergleute mit Genehmigung des Churfürsten für Amerika anwerben mußte.

Sein älterer Bruder, nicht minder berühmt, war Direktor der Bergwerke zu S. Fe d. B., und dieser war es eben, welcher an dem Bergwerke Sta Fe verunglückte, welcher traurige Unfall damals schon durch die Zeitungen bekannt wurde.

Wir wollen nach dieser, für Freunde der Mineralogie nicht unwichtigen Einschaltung zu unsern Reisenden zurückkehren, die wir in Honda verlassen haben. Es giebt hier Pflanzungen von Zimmet, erzählt uns Hr. v. Humboldt, welcher dem von Zeilon ähnlich, und derselbe ist, den er schon früher am Fluß Guaviare und am Orinoko gefunden hatte. Es findet sich auch hier der berühmte Mandelbaum (cariocar amygdaliferum), Wälder von Chinabäumen oder des Fieberrindenbaums und die Otoba, die eine wahre Muskatennuß (myristica) ist, und auf welche man jetzt sehr seine Aufmerksamkeit richtet.

Die Beschreibung der Gegend von Honda ist noch nicht beendigt, sie ist äußerst interessant, besonders so, wie sie uns Hr. v. Humboldt geliefert hat. Man denke nur, 1370 Toisen steigt man aufwärts nach Sta Fe de Bogota. Der Weg zwischen den Felsen besteht aus kleinen ausgehauenen Treppen, nur 18 bis 20 Zoll breit, und ist äußerst schlecht, so daß die

Maulthiere nur mit Mühe ihren Leib durchbringen können.

Aus der Mündung des Berges tritt man bei 4° 35' N. Breite, und nun befindet man sich auf einmal in einer großen Ebene von mehr als 32 französischen Quadratmeilen, auf der man zwar keine Bäume sieht, die aber mit europäischen Getraidearten besäet, und mit indianischen Dörfern angefüllt ist.

Diese Ebene, meine jungen Leser, ist äußerst wichtig, besonders auch deshalb, weil sie in der Mythologie der Indianer eine sehr wichtige Rolle spielt. Die Fabel, die sie, wie es sich selbst versteht, für Wahrheit annehmen, lautet ohngefehr so: das böse Prinzip, oder der Mond, ein Weib, brachte eine Sündfluth hervor, durch welche sich ein See bildete. Aber Bochika, das gute Prinzip, oder die Sonne, ein Mann, zertrümmerte den Fels Tequendama, wo heutiges Tages der berühmte Wasserfall ist; der See Funzhe lief ab; die Bewohner der Ge-

gend, die sich während der Fluth auf die nächsten Berge geflüchtet hatten, kehrten in die Ebne zurück, und Bochika, nachdem er den Indianern eine politische Verfassung und Gesetze, welche denen der Inkas ähnlich waren, gegeben hatte, gieng, den Tempel von Sagamuri zu bewohnen. Da lebte er 25000 Jahre, und zog sich hernach in sein Haus, die Sonne, zurück.

Man sieht es nun freilich dieser Erzählung sehr bald an, daß sie sich auf nichts, als Fabelei gründet, aber merkwürdig ist es doch in der That, daß man bei allen, sowohl cultivirten als wilden Nationen, ähnliche Traditionen findet, wobei man eine über den Erdboden ausgebreitete Wasserfluth angenommen hat, die nach der Meinung unsrer Theologen zum Beispiel, als Strafe der Sünden anzusehen war, die über den größten Theil des Menschengeschlechts ergehen, und solchen vertilgen sollte, bei andern Völkern aber, wie etwa bei diesen Indianern, da war diese große Ueberschwem-

mung eine Wirkung des bösen Prinzips, ohne daß sie uns die Veranlassung zu diesem Unternehmen erzählt haben.

In Sta Fe wurden unsre Reisenden sehr wohl aufgenommen, ihre Ankunft glich einem Triumphzuge. Die Vornehmsten der Stadt kamen ihnen in dem Wagen des Erzbischoffs entgegen, und 2 Meilen von der Stadt gab man ihnen ein Mittagsessen, da sie denn, nach aufgehobener Tafel, mit einem Gefolge von mehr als 60 Personen zu Pferde, feierlich einzogen.

Ich zweifle sehr, daß man allen Fremden so begegnen wird, aber hier war höchst wahrscheinlich die Veranlassung gewesen, daß man wußte, sie kamen in der Absicht, Mutis zu besuchen, und dieser stand, seines hohen Alters, seines Ansehens bei Hofe, und dann auch seines persönlichen Charakters wegen, durchgängig in außerordentlicher Achtung, und seinetwegen also suchte man der Ankunft dieser Reisenden einen

gewissen Glanz zu geben und ihn dadurch gleichsam zu ehren.

Der Vizekönig darf, der dasigen Etikette nach, in der Stadt mit Niemand essen, aber er war grade zufällig auf seinem Landsitze Fucho, und folglich wurden sie dahin eingeladen.

Ich habe so eben eines angesehenen Mannes, mit Namen Mutis, erwähnt, um dessentwillen denen Reisenden so viele Ehre erzeigt wurde, und hätte beinahe vergessen, meine Leser mit diesem 72jährigen Greise näher bekannt zu machen. Er war ein ehrwürdiger alter Geistlicher und dabei ein reicher Mann. Für Humboldt und seine Gesellschaft hatte er ein Haus in seiner Nähe einrichten lassen, und behandelte sie mit ausnehmender Freundschaft. Für die botanische Expedition hieselbst zahlt der König jährlich 10000 Piaster. Schon seit 15 Jahren, erzählt uns Humboldt, arbeiteten dreißig Maler bei Mutis, und er hätte zwei bis

dreitausend Zeichnungen in Großfolio, welche Miniaturgemälde scheinen.

Sonderbar ist es, daß, ungeachtet der Nähe beim Aequator, das Klima hier empfindlich kalt ist, aber begreiflich ist es auch, wenn man die vorher angezeigte hohe Lage betrachtet, denn das Thermometer steht meist auf 6 bis 7 Grad Reaumur, oft auf 0, nie über 18°.

Ich nannte schon einmal den Hrn. von Humboldt einen glücklichen Reisenden, und das bestätigt sich immer mehr und mehr, denn ohngeachtet die Moskitostiche bei andern Personen Entzündung erregen, so blieb Humboldt immer gesund, dagegen sein Freund Bonpland auf dem Wege von Honda nach Sta Fe wieder das dreitägige Fieber bekam, und dadurch waren sie genöthigt gewesen, zwei volle Monate, bis zum 8ten September 1801 in der letzten Stadt zu bleiben.

Indeß fehlte es unsern Humboldt nicht an Beschäftigung, denn er maaß die umherlie-

henden Berge, von denen mehrere 2000 bis 2500 Toisen hoch waren, welches eine bedeutende Höhe ist, besonders wenn man bedenkt, daß die Spitze beim Kloster auf dem St. Bernhard nur 1274 Toisen über der Meeresfläche hoch ist, und daß selbst der Montblanc, nach der höchsten Angabe, noch keine 2400 Toisen hält.

Sta Fe verließen sie, sobald ihr Reisegefährde Bonpland wieder hergestellt war, und begaben sich auf den Weg nach Guido.

Den Brief an seinen Bruder vom 21. Sept. 1801 schreibt Hr. v. Humboldt am Fuß der Cordillere, die er in drei Tagen zu besteigen gedachte, und bemerkte dabei, daß sie mehr zu Fuße als auf ihren Maulthieren wären, daß diese Art zu reisen aber ihnen sehr wohl bekomme, und sie übrigens auch mit allem Nöthigen sehr gut sich versehen hätten.

Am 8ten September gieng diese Reise von Sta Fe de Bogota wirklich vor sich. Sie stie-

gen über die Cordillere der Anden bei Quiridiu, wo sie aber manche Ungemächlichkeit auszuhalten hatten, und 14 Tage lang über Schnee gehen mußten, unterdessen machten sie auf dieser Reise doch sehr interessante Wanderungen in die Gebirge, und am merkwürdigsten war, daß sie den Vulkan von Purace besuchten, dessen Mündung, die 2300 Toisen hoch liegt, schon auf eine große Entfernung ein furchtbares Getöse macht.

VII.

Reise nach Guito — Beschreibung einiger Vulkane.

Der Weg nach Guito, durch die Schneegegenden von Quiridiu und Tolima war für unsre Reisenden äusserst beschwerlich, denn die Kordillera der Anden bildet drei abgesonderte Arme, und da sie sich zu Sta Fe de Bogota auf dem östlichsten derselben befanden, so mußten sie nun den höchsten dieser Gebirgsarme übersteigen, welcher folglich der kälteste und schneereichste war.

Um das Gepäcke auf diesem Wege fortzuschaffen, lassen sich nur Ochsen gebrauchen. Das wäre nun eben nichts besonders, denn das hat man an mehrern Orten, aber die Art, wie Fremde ihre Reise hier fortsetzen, ist bemerkungswerth. Es geschieht solches durch Männer, welche (Cargeros) Lastträger heißen, die auf ihrem Rücken einen Stuhl gebunden haben, und worauf der Reisende sitzt.

Daß man mit einer solchen Equipage sehr langsam reise, ist leicht einzusehn, denn es kann nicht mehr als 3 bis 4 Stunden Wegs den Tag über gemacht werden, und in 5 bis 6 Wochen kann der Lastträger höchstens nur 14 Piaster verdienen.

Unsre Reisenden mochten mit dieser Art fortzukommen, nichts zu thun haben, sondern zogen die Fußwanderung vor, und weil das Wetter ungemein schön war, so brachten sie nur 17 Tage in diesen Einöden zu, wo man keine Spur findet, daß sie jemals bewohnt gewesen waren, und wo man in Hütten von Helikonia-

blättern schläft, die man zu dem Ende mit sich nimmt.

Das schöne Wetter, dessen ich oben gedachte, dauerte bis in den letzten Tagen ihrer Reise, aber nun regnete es desto fürchterlicher, so daß ihnen die Stiefeln am Leibe faulten, und sie mit bloßen und blutigen Füßen zu Karthago ankamen, doch zugleich auch mit einer schönen Sammlung neuer Pflanzen bereichert, woraus man sieht, daß selbst die Mühseligkeiten einer Reise nicht vermögend sind, den Beobachtungsgeist eines Reisenden, wie unser Humboldt ist, zu unterdrücken.

Von Karthago giengen sie nach Popayan durch das herrliche Thal des Kaukaflusses, blieben im November 1801 zu Popayan, und besuchten von dort die Basaltgebirge von Julusuito, den Schlund des Vulkans von Purace, der mit entsetzlichem Getöse Dämpfe eines durch geschwefeltes Wasserstoffgas geschwängerten Wassers ausstößt, und die porphyrartigen Granite von Pische, welche fünf bis siebeneckige Säulen bilden.

Zwischen Popayan und Guido stand ihnen noch die größte Schwierigkeit zu überwinden bevor, nehmlich die Paramos zu übersteigen und zwar in der Regenzeit, die bereits angefangen hatte. Manchem Leser wird es unbekannt seyn, was ich mit diesem Ausdruck eigentlich sagen will, und daher ist es nothwendig, ihn zu erklären. Man versteht nehmlich unter Paramo, welches ein spanisches Wort ist, jeden Ort in den Anden, wo auf einer Höhe von 1700 bis 2000 Toisen die Vegetation still steht, und eine Kälte ist, die bis in die Knochen dringt. Solche Paramos mußten sie nothwendig übersteigen um nach Pasto zu kommen, eine kleine Stadt am Fuße eines furchtbaren Vulkans. Herr von Humboldt kann die Gastfreundschaft dieser Einwohner nicht genug rühmen, aber demohngeachtet muß ich frei bekennen, ich halte es für sehr traurige Weihnachtsferien, die er hier zubringen mußte. Schon der Eintritts- und Ausgangsweg bei dieser kleinen Stadt ist fürchterlich. Dicke Wälder liegen zwischen Morästen, die Maulthiere sinken bis auf den halben Leib ein, und man muß durch so enge und

tiefe Schlufter, daß man in Stollen eines Bergwerks zu kommen glaubt. Die Wege sind hier mit den Knochen der Maulthiere gepflastert, die vor Kälte oder Mattigkeit umfallen. Die ganze Provinz Pasto ist eine gefrorne Gebirgsfläche, fast über den Punkt herauf, wo die Vegetation aushalten kann, und mit Vulkanen umringt, woraus beständige Rauchwirbel dampfen.

Schon der traurigen Gegend wegen konnte man Bewohner solcher Wüsteneien unglücklich nennen, aber sie sind es noch mehr, weil sie keine andere Nahrung als Potaten haben, und nun denke man, auch diese fehlen zuweilen, da denn keine an re Hülfe übrig bleißt, als ins Gebirge zu gehen, um den Stamm eines kleinen Baums zu essen, der Achupalla heitzt, (pourretia pitcarnia), das übelste hierbei ist noch, daß dieser Baum auch den Bären der Andes zur Speise dient, und diese folglich den Menschen ihre einzige Nahrung streitig machen.

Auch in Ansehung der Mineralogie hat Hr. v. Humboldt eine nicht ganz unwichtige Ent-

deckung gemacht, nehmlich zur Nordseite des Vulkans von Pasto in dem kleinen indianischen Dorfe Vorisako, einen rothen Thon und einen Hornstein, Porphyr mit eingemengtem glasigen Feldspath gefunden, welcher alle Eigenschaften des Serpentins vom Fichtelgebirge besitzt.

Zwei Monate hindurch waren unsre Reisenden Tag und Nacht von Regengüssen durchnäßt worden, und bei der Stadt Ibarra befanden sie sich in der größten Lebensgefahr, da das Wasser bei einem Erdbeben so plötzlich stieg, daß sie beinahe ertrunken wären.

Auch dieser Gefahr entgiengen sie glücklich, und langten endlich am 6. Jan. 1802 wohlbehalten in Guido an, wo der Marquis von Salvolegre ihnen ein vortrefliches Haus eingerichtet hatte, und sie von den Beschwerden ihrer Reise ausruhen konnten.

So schön die Stadt Guido ist, so traurig im Gegentheil ist die Gegend, und die Luft überaus neblicht. Die benachbarten Berge zeigen kein Grün, und die Kälte ist beträchtlich.

Es ist äusserst gefährlich hier zu wohnen, denn die Erdbeben hören fast gar nicht auf, aber am 4. Febr. 1797, da war es so bedeutend, daß im eigentlichen Sinne die ganze Provinz umgeworfen wurde und 35 bis 40000 Menschen in wenigen Augenblicken ihr Leben einbüßten. Humboldt bemerkt, daß dieses große Erdbeben die Temperatur der Luft so sehr geändert habe, daß der Thermometer gewöhnlich zwischen 4 und 10 Grad Reaumur steht, und selten auf 16 oder 17 steigt, statt daß man ihn sonst auf 15 oder 16 sah.

Höchst wahrscheinlich ist der ganze hohe Theil der Provinz nur ein einziger Vulkan, und was man die Berge von Ketopori und Pichincha nennt, das sind nur kleine Spitzen, deren Krater verschiedene Röhren bilden, die sämtlich zu dem nehmlichen Heerde hinabführen.

Man kann nicht sagen, daß dieses nur eine Hypothese des H. v. Humboldt sey, denn ihre Richtigkeit ist leider durch eben gedachtes Erdbeben von 1797 nur zu deutlich erwiesen

worden, wo die Erde sich allenthalben von einander gethan und Schwefel und Wasser ausgeworfen hat. Bei solchen Gefahren und so schrecklichen Naturereignissen sollte man glauben, müßten die Einwohner fast immer traurig und ängstlich seyn, denn die Erdbeben hören gar nicht auf, und mitunter bemerkt man sehr harte Stöße, aber ohngeachtet der Schrecknisse, womit die Natur die Einwohner umgiebt, sind sie gerade das Gegentheil, immer heiter und froh und überaus liebenswürdig, so daß es vielleicht nirgend einen entschiednern und allgemeinern Hang sich zu vergnügen giebt, als in Quito.

So sonderbar ist der Mensch, und so leicht kann er sich gewöhnen, selbst mit der Lebensgefahr bekannt zu werden und ruhig am Rande eines jähen Abgrunds zu schlafen.

Auch unsre Reisenden haben die Wahrheit dieser Bemerkung nur zu deutlich erwiesen, denn wie viele Fremde würden nicht eilen, einen so gefahrvollen Ort baldigst zu verlassen, sie dagegen haben sich fast acht Monate in der Provinz

Quito aufgehalten, vom Anfang des Januars bis in August, und grade schien es, als ob sie die Gefahr aufsuchen wollten, denn die dortigen Vulkane zu besteigen, das war ihre vornehmste Beschäftigung.

So untersuchten sie z. B. nacheinander die Spitzen des Pichincha, Kotopoxi, Antisona und Ilinica, brachten 14 Tage bis 3 Wochen bei jeder zu, und kehrten nur in der Zwischenzeit zuweilen nach der Hauptstadt zurück.

Besorgniß für sein Leben, die Menschen so eigen ist, scheint dieser merkwürdige Reisende gar nicht zu kennen. Er ist sogar den 26. und 28. Mai 1802 bei dem Krater des Pichincha gewesen, des Berges, welcher neben der Stadt Quito empor ragt und worauf, ausser Condamine, sich niemand gewagt hat.

Condamines Besuch des Kraters konnte wenigen Nutzen haben, da er keine Instrumente bei sich hatte, und dann auch wegen der übermäßigen Kälte nur 12 bis 15 Minuten dort

oben aushalten konnte; Herr v. Humboldt hingegen trennt sich selten von seinen Instrumenten, um interessante Beobachtungen zu liefern, er mag zu Lande oder zu Wasser reisen, er mag Höhlen besuchen, oder Vulkane besteigen, so hat er gewöhnlich Instrumente bei sich, um Untersuchungen anzustellen, und das war auch hier der Fall, wo er sogar Luft gefangen und sie analysirt hat.

Die erste Reise machte er allein mit einem Indianer, und zwar ganz in Condaminens Manier, nehmlich den Krater von der niedern mit Schnee bedeckten Seite des Randes sich zu nähern, aber — bald wären beide bei diesem Versuche verunglückt. Der Indianer sank bis an die Brust in eine Spalte, und mit Grausen bemerkten sie, daß sie über eine Brücke von eisigem Schnee gegangen waren, denn wenig Schritte von ihnen gab es Löcher, wodurch das Tageslicht schien. So befanden sie sich, ohne es zu wissen, auf Gewölben, die mit dem Krater selbst in Verbindung standen, und wer nur einigem Begriff von den Aeusserungen eines

Vulkans hat, kann von der Gefahr, in der sie sich befanden, mehr als zu deutlich sich überzeugen.

Erschreckt zwar, aber nicht muthlos, faßte Humboldt einen Entschluß, der ihn glücklich rettete. Drei Felsenspitzen springen aus dem Umkreise des Kraters hervor, die nicht mit Schnee bedeckt sind, weil, wie sehr natürlich ist, die Dämpfe aus dem Schlunde des Vulkans ihn unaufhörlich schmelzen. Auf eine dieser Felsenspitzen stieg er, und fand auf dessen Gipfel einen Stein, der nur auf einer Seite auflag und unten minirt war. Hier schlug er seinen Sitz auf, um Versuche anzustellen. Ein solches Unternehmen erfodert Herzhaftigkeit, die wenig Reisenden eigen ist, denn nicht genug, daß schon die Lage dieses Steins sehr bedenklich war, sondern die Gefahr wurde durch die häufigen Erdstöße noch mehr vergrößert, deren man achtzehn in 30 Minuten zählte. Um den Boden des Kraters besser zu beobachten, legte er sich auf den Bauch, und was er hier sahe, war nichts als eine sehr traurige melancholische Aussicht,

ein Schlund des Vulkans, der ein kreisförmiges Loch bildet, ungefähr von 1 französischen Meile im Umfang, oberwärts mit Schnee bedeckt und das Innere dunkelschwarz. Die Tiefe ist so ungeheuer, daß mehrere Berge darin stehen, deren Gipfel man unterscheidet, und wenn man sich dem Schlund nähert, so erstickt man beinahe von Schwefeldämpfen, wie man denn auch bläuliche Flammen hin und her hüpfen sieht, und alle 2 oder 3 Minuten heftige Stöße von Erdbeben fühlt, welche die Ränder des Kraters erschüttern, aber 100 Toisen entfernt, nicht mehr zu spüren sind.

Einige Tage nachher bestieg der herzhafte Humboldt diesen Berg noch einmal, in Begleitung seines Freundes Bonpland. Sie führten noch mehrere Instrumente bei sich, als das erstemal und maßen die Höhe des Berges, so wie den Umfang des Kraters.

Uebrigens begnügten sie sich nicht etwa mit dem Besuch dieses einen Vulkans, sondern bestiegen mehrere. Bei der Reise zum Vulkan

von Antisana, begünstigte sie die Witterung so, daß sie bis zu 2773 Toisen hinauf stiegen, aber die Luft war von solcher Beschaffenheit, daß die sämtliche Gesellschafft sich äusserst matt fühlte, und einer von ihnen sogar in Ohnmacht fiel.

Den Vulkan von Kotopori besuchten sie gleichfalls, aber an den Schlund des Kraters zu kommen, war unmöglich.

Wichtiger, als die bisherigen, war die Bergreise, die sie am 9. Juny unternahmen, da sie sich vornahmen den Tschimborassa und Tunguragua zu besteigen, beide zu untersuchen und auszumessen. Der erste ist ein ungeheurer Koloß, und dennoch erreichten sie dessen Gipfel bis auf 250 Toisen.

Ein Zug vulkanischer, schneeloser Berge erleichterte ihnen das Steigen, aber auch hier fühlten sie die nehmliche Beschwerde, wie auf der Spitze des Antisana, und sollte man wohl glauben, daß selbst einige Tage nach ihrer Rückkehr, ihnen noch immer ein Uebelbefinden übrig

blieb, das sie der Wirkung dieser besondern Luft zuschrieben, die sie auf dem Berge eingeathmet hatten? —

Wie gern hätten sie ihren Weg bis zu dem Gipfel fortgesetzt, wenn sie nicht ein zu großer Spalt im Boden verhindert hätte. Eigentlich kann man das einen sehr glücklichen Umstand nennen, denn auf dem Rückwege fiel ein starker Schnee, daß sie sich kaum sehen konnten, und hierzu kam noch, daß man sich gegen die schneidende Kälte dieser hohen Gegend sehr wenig geschützt hatte und daher sehr viel leiden mußte. Der arme Humboldt war am meisten zu beklagen, denn einige Tage vorher hatte er einen Fall gethan und einen wunden Fuß bekommen, welches ihm viel Schmerzen verursachte, besonders da man auf diesem Wege alle Augenblicke an einen spitzen Stein stieß und nicht vorsichtig genug gehen konnte.

La Condamine hat den Berg Tschimborasso an 3417 Toisen hoch gefunden, aber nach Humboldts trigonometrischer Messung kamen

3267 heraus, und ich denke dessen Operationen kann man besonders trauen, theils weil er sie zweimal angestellt hat, theils aber auch, weil er vorzüglich gute Instrumente hat.

Das ist in der That doch ein Berg von ganz ausserordentlicher Höhe, und merkwürdig ist, daß er nicht, so wie alle hohe Berge der Anden aus Granit sind, vom Fuß bis zum Gipfel, aus Porphyr besteht, und der Porphyr hat 1900 Toisen Dicke.

Die Seltenheit abgerechnet, einen so hohen Berg zu ersteigen, war hier eben keine angenehme Aussicht. Man sahe nichts als traurige Schreckbilder, durch dickem Nebel schimmerten nur von Zeit zu Zeit grausenvolle Abgründe hervor, und kein beseeltes Wesen war hier zu erblicken, nicht einmal der Kontor, der auf dem Antisana stets über ihren Häuptern schwebte. Kleine Moose waren noch die einzigen organischen Gestalten, die sie erinnerten, daß sie noch der bewohnten Erde angehörten.

Man kann zwar den Tschimborasso keinen Vulkan nennen, weil man weder Erdstöße verspürt, noch Feuermaterie bemerkt, aber mit Wahrscheinlichkeit läßt sich annehmen, daß er eben so, wie der Pichincha und der Antisana, vulkanischer Natur seyn müsse, denn die ganze Bergreihe, auf welcher man zu ihm hinaufsteigt, besteht aus einem verbrannten und verschlackten Felsen, mit Bimstein gemischt, und das ist das gewöhnliche Zeichen der Vulkane.

Herrn von Humboldt ist es wahrscheinlich, daß die Spitze dieses Berges der Krater eines erloschenen Vulkans sey, wenn wir aber auch nicht einmal Wahrscheinlichkeit annehmen, sondern uns dieses nur als möglich denken, so erregt schon ein solcher Gedanke Schaudern, denn wenn dieser Vulkan sich wieder entzünden sollte, so ist wohl nichts gewisser, als daß die Vernichtung der ganzen Provinz eine unausbleibliche Folge seyn würde.

Was den Berg Tumguragua betrifft, so giebt Bouguer dessen Höhe zu 2650 Toisen an,

von Humboldt aber hat ihn nur 2530 Toisen hoch gefunden, und das läßt sich leicht erklären, wenn es anders wahr ist, was man behauptet, daß der Berg seit dem Erdbeben 1797 an Höhe verloren habe, wenigstens versichern die dasigen Einwohner, vor ihren Augen seine Spitze durch die Erschütterung niederstürzen gesehen zu haben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VIII.

Einige Bemerkungen über das Erdbeben in der Provinz Guido vom Jahr 1797.

Unser reisender Humboldt gedenkt öfters in seinen Briefen der grausamen Verwüstung, die die Provinz Guido im Jahr 1797 betraf, und daher, denke ich, wird es meinen Lesern nicht unangenehm seyn, dasjenige hier kürzlich wiederholt zu finden, was sie vielleicht von dieser fürchterlichen Naturerscheinung bereits gelesen oder gehört haben, besonders da dieser Vulkan, durch welche gedachte Verwüstung ange=

richtet wurde, so oft in der Humboldtschen Reisebeschreibung erwähnt wird, und sie grade den schönen und reichen Boden betraf, den dieser ausgezeichnete Reisende besucht und beschrieben hat.

Mehr als irgendwo brennen unterirdische Feuer in Südamerika. Sie bilden dort Schwefel in ganzen Bergen, glühende Lavafluthen, und ganze Länder zerstörende Erdbeben, und eins der fürchterlichsten war das neuere in der Provinz Guido.

Die Folgen waren schrecklich, denn erloschene oder wenigstens schweigende Vulkane entbrannten aufs neue, die Gewässer stiegen plötzlich und rafften Menschen hinweg, Felsspitzen stürzten herab, und die Temperatur der Luft ist dadurch auf unglaubliche Weise verändert worden. In der That, ein sehr reichhaltiges Feld zu wichtigen Beobachtungen, und von einem Gelehrten, wie Humboldt, der nur aus Liebhaberei reist, und dem es nicht an Kenntnissen

fehlt, um gründlich beobachten zu können, erwartet man mit Recht über alle diese Gegenstände sehr interessante Bemerkungen.

Der spanische Botaniker Cavanilles hat in seinen Schriften dieses wichtige Phänomen beschrieben, und ich denke, es ist hier grade am rechten Orte, das Vornehmste aus diesen Nachrichten zu bemerken, besonders weil solche die Berichte des Hrn. v. Humboldts um so deutlicher erklären.

Das gedachte Erdbeben dauerte, wiewohl sehr unterbrochen, vom 4. Febr. bis zum 5. April 1797, und die Hauptstöße kamen von dem Berge Tunguragua her.

Nach Cavanilles Beschreibung, die im wesentlichen mit Humboldts Berichten übereinkommen, giebt es in dem Königreich Guido sehr viele feuerspeiende Berge, deren Eingeweide beständig kochen, so daß dichte Dämpfe, und oft Flammen aus den Spalten hervorkommen. Sehr oft hört man auch, während die Erde

ganz ruhig ist, ein fürchterliches Geräusch und Gebrülle in diesen Bergen, als Vorbote eines Erdbebens, und man sagt, daß dieses Getöse seit dem Jahre 1791 ungemein häufig in dasiger Gegend gewesen sey, und einige reisende Spanier erzählen, daß Schrecken und Zittern sie ergriffen habe, als sowohl entsetzliches Getöse, als auch die unerträgliche Hitze durch die Ritzen und Spalten hervorgebrochen wären.

Das ist nun eben nichts besondres, denn ich denke, jeder von uns wird bei einem solchen Phänomen in Schrecken gerathen, und so beherzt auch der reisende Humboldt ist, so spricht er doch sehr oft in seinen Briefen von der fürchterlichen Erscheinung dieser Vulkane.

Der 4te Februar 1797 war der Tag des Schreckens für die Bewohner der dasigen Gegend, denn schon des Morgens um 7 Uhr, als der Gipfel des Tunguragua ungewöhnlich heiter war, bewegte sich das Gebirge, zerriß durch einen Stoß, und ein großer Strich Landes schwankte wellenförmig einige Minuten hindurch

mit solcher Gewalt, daß nie ein größeres Erdbeben gewesen ist, und nie ein härterer Unglücksschlag sich in der Menschen Gedächtniß erhalten hat. Es stürzten eine Menge Städte nieder, und andre, wie z. B. Riobamba, Guero, Pàlileo, Patole, Pillaro wurden nebst ihren lebenden Einwohnern unter den Trümmern der Berge verschüttet; andre in den Landschaften Hombato, Lato, Kunga, Guaranda, Riobamba, Alausi wurden von Grund aus umgekehrt; andre durch das Einsinken des Erdbodens und durch den Erguß der Flüsse nach umgekehrter Richtung vielfach verwüstet, andre endlich so fürchterlich erschüttert, daß Thürme und Häuser übergebeugt schwebten.

Es ist leicht zu begreifen, daß eine solche Revolution nothwendig ein großes Unglück verursachen mußte, und man rechnet auf 16000 Menschen, die bei dieser Gelegenheit ihr Leben einbüßten.

Nicht der 4te April allein war der Tag des allgemeinen Schreckens, sondern den Tag

darauf Morgens 2 Uhr erfolgte aufs neue ein so heftiger Stoß, daß, wenn die zerstörten Städte nicht bereits niedergelegen hätten, sie durch solchen gänzlich wären vernichtet worden.

Dieses Erdbeben traf einen großen Landstrich von 140 französischen Meilen von Westen nach Osten, und von 170 Meilen von Norden nach Süden. Es traf dieses schöne Land, das an Mannichfaltigkeit der Früchte vor andern so reich war, nicht blos das eine Unglück des Erdbebens, sondern es kamen auch noch mehrere traurige Unfälle dazu. An mehrern Stellen zerriß der Boden und zeigte furchtbare Höhlen, Spitzen der Felsen stürzten in die Thäler herab, und aus dem Innern der Berge ergossen sich ganze Ströme von Lava in solcher Menge, daß Thäler, die über 1000 Fuß breit, und über 600 Fuß tief waren, schnell damit angefüllt, und Häuser, Menschen und Vieh darunter begraben wurden.

Das war aber nicht die gewöhnliche Lava, der gewöhnliche Ausfluß der Vulkane, wie z. B.

vom Vesuv oder Aetna bekannt ist, sondern es war eine geschmolzene, äußerst übelriechende Materie, und diese also vernichtete oder verderbte die reinsten Wasserquellen, wurde nachher binnen wenig Tagen steinhart, so daß sie den Lauf der Flüsse hinderte, die nun in ihrer Richtung zurückgedrängt, das vordem trockne Land in einen See verwandelten, und überhaupt alles auf die fürchterlichste Art verwüstete.

Bei dieser traurigen Begebenheit sind manche wunderbare Phänomene vorgefallen, davon wir die merkwürstigsten anführen wollen. Als zuerst die Erde erbebte, gerieth der See Quirotoa, unweit des Städtchens Insilve, in der Landschaft Latokunga in Brand, und die Hitze seiner Flammen erstickte sogar die in der Nachbarschaft weidenden Heerden.

Eben so merkwürdig war es auch, daß bei der Stadt Pilileo ein Berg von außerordentlicher Höhe, la Maya genannt, schnell zusammenstürzte, und in diesem Augenblicke einen

ungeheuren Strom schmutzigen und stinkenden Wassers ausspie, welcher die Stadt bis auf die Spur vertilgte, und die noch übriggebliebenen Einwohner vollends begrub.

Aus dem allen ergiebt sich, daß diese Gegend, wo noch Bruchstücke der Zerstörung in Menge anzutreffen sind, für einen Naturforscher, wie Hr. v. Humboldt ist, äußerst interessant seyn müsse, und mit Recht kann man erwarten, daß wir durch ihn noch manche wichtige Bemerkungen erhalten werden, wodurch man vielleicht im Stande seyn dürfte, die wahren Ursachen dieser Phänomene noch deutlicher zu erklären.

IX.

Herrn v. Humboldts Bemerkungen über die ursprünglichen Völker jenes Welttheils — über ihre Kenntnisse und Künste — Gegenstände, die meist noch unbekannter sind, als die Länder selbst, und deren Naturbeschaffenheit — Angestellte Versuche über die Natur der Krokodille.

Wir haben im vorigen Abschnitte der Stadt Riobamba erwähnt, und wie solche bei dem großen Erdbeben im J. 1797 so außerordentlich gelitten hat. In diesem Orte, der südwärts von Guido auf dem Wege nach Lima

liegt, brachten sie einige Wochen zu, bei einem Bruder Karls von Montufac, ihres Reisegefährten.

Das Ungefähr verschaffte ihnen hier folgende merkwürdige Entdeckung.

Der Zustand der Provinz Guido, ehe der Inka Tupayupangi sie eroberte, ist noch durchaus unbekannt. Aber der indianische König Leandro Zopla, welcher zu Likan wohnt, und für einen Indianer ungemein gebildet ist, besitzt Handschriften von einem seiner Vorfahren aus dem 16ten Jahrhundert verfaßt, welche die Geschichte jener Begebenheiten enthalten. Sie sind in der Puruguay-Sprache geschrieben. Dies war ehedem die allgemeine Sprache in Guido, die nachher der Inka- oder Guichua-Sprache gewichen und jetzt völlig untergegangen ist. Glücklicherweise fand ein andrer Ahnherr Zoplas, Vergnügen daran, diese Memoiren ins Spanische zu übersetzen.

Aus ihnen hat nun Hr. v. Humboldt schätzbare Nachrichten geschöpft, vornehmlich

aber die merkwürdige Epoche der Eruption des sogenannten Nevado del Altar (Schnee oder Eisfeld des Altars), welches der höchste Berg in der Welt gewesen seyn muß, höher noch als der Tschimborosso, und der bei den Indianern Kopourku, das Haupt der Berge, hieß.

Zu der Zeit regierte Uainia Abomatha, der letzte unabhängige König des Landes zu Likan. Die Priester offenbarten ihm die unglückliche Bedeutung dieser Katastrophe, nehmlich, daß der Erdball seine Gestalt vermindern, andre Götter kommen, und die unsrigen vertreiben würden, und wirklich führten auch die Peruaner, statt der alten Religion, den Sonnendienst ein. In sofern also war diese Prophezeihung, wahrscheinlich durch ein Ungefähr, nicht ohne Erfüllung gewesen.

Der Ausbruch des Vulkans dauerte 7 Jahre, und die Handschrift Zoplas läßt die Asche zu Likan so dicht und häufig regnen, daß es heißt, es sey eine siebenjährige stete Nacht dort gewesen. Das schmeckt nun freilich ein

wenig nach Uebertreibung, unterdessen, wenn man in der Ebene von Tapia die Menge der vulkanischen Materie, um den ungeheuren damal eingestürzten Berg betrachtet, wenn man bedenkt, daß der Kotopoxi mehrmal Guido, in 15 bis 18stündige Finsterniß eingehüllt hat, so kann man auch gar nicht sagen, daß eine Beschreibung der Alten zu übertrieben sey.

Dieses Manuscript und die Sagen, die Hr. von Humboldt in Parima sammelte, und die Hieroglyphen, die er in der Wüste des Kasiquiors sah, wo gegenwärtig keine Spur von Menschen zu finden ist, alles dieses, nebst Clavigoros Nachrichten über die Wanderungen der Mexikaner in das südliche Amerika, hat unsern reisenden Naturforscher auch auf Ideen über den Ursprung dieser Völker geleitet, die er in der Folge ausführlich zu entwickeln uns versprochen hat.

Auch das Studium der amerikanischen Sprachen hat ihn ebenfalls sehr beschäftigt, und wenn la Condamines Urtheil dahin ausfiel,

daß diese Sprachen sehr arm wären. so behauptet Hr. von Humboldt grade das Gegentheil, denn von der karaibischen Sprache sagt er, sie verbinde Reichthum, Anmuth, Kraft und Zartheit, es fehle ihr nicht an Ausdrücken für abstrakte Begriffe: sie könne von Zukunft, Ewigkeit, Existenz ꝛc. reden, und habe Zahlwörter genug, um alle mögliche Kombinationen unsrer Zahlzeichen anzugeben.

Die Sprache, worauf sich Humboldt vorzüglich legte, war die sogenannte Inkasprache, die in Guido und Lima die vorzüglichste in Gesellschaft ist, und er bemerkt, daß, wenn die jungen Herren den Damen etwas Schönes und Süßes vorsagen wollten, so bedienten sie sich gewöhnlich die Inkasprache. Er urtheilt hieraus, und gewiß nicht unrichtig, daß Amerika einst eine weit höhere Kultur besaß, als die Spanier 1492 dort fanden.

Doch für diese Behauptung hat er noch mehrere, und man kann sagen, wichtigere Beweise. Dahin gehört unter andern, daß nicht

blos in Mexiko und Peru, sondern auch am Hofe des Königs von Bogota die Priester eine Mittagslinie zu ziehen verstanden, und den Augenblick des Solstitiums zu beobachten. Sie verwandelten das Mondjahr in ein Sonnenjahr durch Einschaltungen, und unser Reisender besitzt einen siebeneckigen Stein, der zu Sta Fe gefunden ist, und der ihnen zur Berechnung dieser Schalttage diente.

Noch auffallender ist, daß zu Erivaro im Innern der Landschaft Parima die Wilden glauben, daß der Mond bewohnt sey, und durch Tradition von ihren Vätern, ist ihnen auch nicht unbekannt, daß der Mond sein Licht von der Sonne hat.

Von Riobamba nahm von Humboldt seinen Weg über den berühmten Paramo des Assuay, nach Curaca, vorher aber besuchte er noch das große Schwefelwerk zu Tiskan.

Dieser Schwefelberg ist auch dadurch besonders merkwürdig worden, weil nach dem

Erdbeben von 1797 die damals rebellirenden Indianer den Vorsatz hatten, ihn in Brand zu stecken. Sie hofften auf diese Art einen Vulkan hervorzubringen, der die ganze Provinz Aluossi vernichtet hätte, und man sieht leider nur zu deutlich, daß ein so fürchterlicher Plan blos durch die Verzweiflung war erzeugt worden.

In dieser Gegend sind verschiedene Ruinen anzutreffen, die für einen Alterthumsforscher kein geringes Interesse haben. So z. B. auf den Paramo von Assuay, in einer Höhe von 2300 Toisen, sind die Ruinen des prächtigen Inkaweges. Diese Straße läuft fast bis nach Kusko, ist ganz aus behauenen Steinen aufgeführt und schnurgrade: sie gleicht den Wegen der alten Römer.

Nicht weit davon sind auch die Ruinen des Pallastes des Inka Tupayupangi, welche la Condamine in den Memoiren der Berl. Akademie beschrieben hat, Jahrgang 1746, Seite 435. Auch sieht man noch in dem Felsbruch,

welcher die Steine dazu geliefert hat, mehrere halbgearbeitete, und so befinden sich in dieser Gegend noch mehrere Denkmäler des Alterthums, von denen unser reisender Humboldt Zeichnungen genommen hat.

In Kuenka blieben sie nur 10 Tage, und begaben sich von da nach Lima, durch die Provinz Jaen, wo sie in der Nähe des Amazonenflusses einen Mouat zubrachten. Es war am 23. Okt. 1802, als sie in Lima ankamen, und im Dezember waren sie willens nach Akopulko, von da weiter nach Mexiko zu gehen, um im Mai 1803 zu Havana zu seyn, denn den Gedanken, über die Philippinen zurückzukehren, hatte Hr. v. Humboldt aufgegeben.

In Betreff des Thierreiches haben wir von da aus von unsern Reisenden ebenfalls viele interessante Bemerkungen erhalten, besonders auch was die Krokodile betrifft, denn er hatte 40 bis 50 junge Krokodile, über deren Athemholen er wichtige Versuche anstellte. Statt daß

andre Thiere das Volumen der Luft, in welchem sie leben, vermindern, so vermehrt es der Krokodill.

Setzt man ein Krokodil in tausend Theile atmosphärische Luft, welche zweihundert und vier und siebzig Theile Sauerstoffgas, funfzehn Theile Kohlensäure, und siebenhundert und eilf Theile Stickstoff enthalten, so vermehrt er diese Masse in einer Stunde und 43 Minuten um eilf hundert und vier und zwanzig Theile, und diese 1124 Theile enthalten alsdann, 106, 8 Sauerstoffgas, 79 Kohlensäure und 938, 2 Stickstoffgas, mit andern unbekannten, gasartigen Substanzen vermischt, der Krokodil bringt also in sieben Viertelstunden 64 Theile Kohlensäure hervor und verschluckt 167, 2 Sauerstoffgas; da sich aber 46 Theile hiervon in den 64 Theilen Kohlensäure wiederfinden, so eignet er sich eigentlich nur 121 Theile Sauerstoffgas an, welches — verglichen mit der Farbe seines Blutes — nur äusserst wenig ist. Er bringt ferner 227 Theile Stickstoffgas oder andre gasar-

tige Substanzen hervor, auf welche die Säure erregenden Basen durchaus keine Wirkung haben.

Das alles waren die Resultate einer sehr genauen Untersuchung des H. v. Humboldt, für Naturkundige gewiß äusserst interessant, und daher habe ich auch solche hier wörtlich mit angeführt.

Er stellte diese Versuche in der Stadt Munpox mit Kalkwasser und äusserst sorgfältig bereiteten Salpetergas an, und hat sich dadurch um die Naturwissenschaft nicht wenig verdient gemacht.

Noch bemerkte er, daß für das kohlensaure Gas und für seine eigne ausgeathmete Luft der Krokodil so sehr empfindlich sey, daß er sogar stirbt, wenn man ihn in die Luft setzt, die von irgend einem andern Krokodile schon verdorben worden ist.

Nichts desto weniger kann er 2 bis 3 Stunden leben, ohne im geringsten Athem zu holen,

In dieser Hinsicht machte er Versuche mit Krokodilen von 7 bis 8 Zoll Länge, und trotz dieser Kleinheit sind sie doch im Stande, einen Menschen mit ihren Zähnen den Finger abzubeißen, und unterstehen sich sogar einen Hund anzugreifen.

Man kann leicht denken, daß es äusserst beschwerlich sey, Versuche dieser Art anzustellen, und daß man sehr viele Vorsicht dabei anwenden müsse, aber H. v. Humboldt, der sich an keine Schwierigkeit zu kehren scheint, beobachtet selbst diese fürchterliche Thiere, eben so genau, wie wir allenfalls einen Frosch oder ein anderes unschädliche Thier zergliedern und dessen Natur erforschen würden.

Ob die ägyptischen Krokodile die nehmlichen oder eine ganz andere Gattung sind, wagt er nicht zu entscheiden, so wie man überhaupt zu seinem Ruhme erwähnen muß, daß er äusserst vorsichtig in seinen Urtheilen sey und das, was er fest behauptet, sich nur auf sehr genaue Beobachtung gründet.

Indeß glaubt er, daß sich unter den Wendekreisen der neuen Welt drei verschiedene Species von Krokodilen befinden, und daß das Volk sie daselbst unter dem Namen Bava, Caiman und Krokodil zu unterscheiden pflegt.

Kein Naturforscher hat bis jezt die erwähnten Species hinlänglich unterschieden und doch sind diese Ungeheuer als wirkliche Fische jener Gegenden anzusehen. Es ist äusserst merkwürdig, daß diese Thiere an einigen Orten, wie z. B. in Neubarcelona von so gutmüthiger Art sind, daß man sich im Angesichte derselben badet, und dagegen sind sie bisweilen, wie z. B. in Neuguiana so grausam und so boshaft, daß sie für jeden Einwohner äusserst gefährlich werden.

Man würde es kaum glauben, wenn es nicht H. v. Humboldt erzählte und dabei versicherte, Augenzeuge gewesen zu seyn, daß grade in der Zeit, die er dort zubrachte, mitten auf der Strase am Hafen ein Indianer aufgefressen wurde.

In Oratuen sahen diese Reisenden ein indianisches Mädchen von 18 Jahren, das ein Krokodil in ihren Armen fest hielt, und dabei den Muth hatte, mit der einen Hand ein Messer aus der Tasche zu ziehen, und dem Ungeheuer damit eine so große Menge von Stichen in die Augen beizubringen, daß es zwar sie losließ, ihr jedoch den Arm dicht an der Schulter ausgerissen hatte.

So ausserordentlich diese Geschichte klingt, so wird sie doch zu umständlich erzählt, als daß man auf den Gedanken kommen könnte, es läge irgend eine Irrung dabei zum Grunde. Nicht nur, daß H. v. Humboldt versichert, diesen traurigen Vorfall selbst mit angesehen zu haben, sondern er bemerkt auch bei dieser Gelegenheit die Geschicklichkeit der Indianer in Heilung einer so gefährlichen Wunde, denn er setzt hinzu, die Wunde sey so geschickt geheilt worden, wie es nur in Paris von den berühmtesten Wundärzten möglich gewesen seyn würde.

Noch eine merkwürdige Entdeckung hat v. Humboldt gemacht, die Erwähnung verdient,

nehmlich daß sich nahe bei Santa Fe, in dem sogenannten Riesenfelde, in einer Höhe von 1370 Toisen, eine unendliche Menge von fossilen Elephantenknochen finden, sowol von der afrikanischen Species, als auch von der fleischfressenden, die man am Ohio entdeckt hat. Er hat nachgraben lassen, und der Seltenheit wegen einige davon an das Pariser Nationalinstitut geschickt, denn daß man bis dahin Knochen dieser Art auf einer so großen Höhe gefunden habe, das ist allerdings zu bezweifeln.

Auch nachher hat er zwei solche Knochen aus einer Gegend der Anden erhalten, die eben unter dem zweiten Grade der Breite von Guido und Chili liegt, und das machte ihm kein geringes Vergnügen, denn nunmehr, setzt er hinzu, bin ich im Stande, das Daseyn und die Zerstörung jener riesenmäßigen Elephanten vom Ohio an bis zu den Potagonen hin zu beweisen. Funfzehn Jahr vorher hatte man im Magdalenenthale ein ganzes Krokodilskelet entdeckt, welches in einem Kalkfelsen versteinert war, und beklagt nicht wenig, daß solches aus Unverstand

der Finder zerschlagen worden ist, und daß er nicht das Glück gehabt, den Kopf dieses Thieres wieder herbeischaffen zu können, ungeachtet er nur noch vor kurzer Zeit da gewesen ist.

Alle diese Erzählungen liefern die anschaulichsten Beweise von der rastlosen Thätigkeit des H. v. Humboldt und von der überaus großen Mannigfaltigkeit der Objekte, welche dieser Reisende seiner Prüfung unterworfen hat.

X.

Mehrere physische Beobachtungen des H. v. Humboldt, die Provinz Guido und die dasige Gegend betreffend. — Nachrichten von Sämereien, aus Mexiko geschrieben.

Wie äusserst langsam es mit der Correspondenz zwischen Europe und der Provinz Guido gehe, sieht man daraus, weil H. von Humboldt ein Schreiben des Nationalinstituts wenige Tage vor seiner Abreise aus Guido nach Joen und dem Amazonenfluß erhielt, das zwei Jahr unterwegs gewesen war, ehe es ihn in den Kordilleren angetroffen hatte.

Es war sonderbar, daß er es gerade am Tage nach seiner Zurückkunft von einer zweiten Expedition erhielt, die er nach dem Pichincha gemacht hatte, um ein Voltaïsches Elektrometer dort mit hinzunehmen, um den Krater dieses Berges zu messen, und daß zwei andre Reisende vor ihm, la Condamine und Bouguer auf dem Gipfel dieses Berges einen Brief von der vormaligrn Akademie erhalten hatten, und H. von Humboldt macht bei dieser Gelegenheit die scherzhafte Bemerkung, daß er sich vorstelle, es strale den Physikern ein glücklicher Stern auf dem Berge Pichincha.

Lange vor der Ankunft dieses gedachten Schreibens, hatte er nach und nach drei Briefe an die physikalische und mathematische Klasse des Instituts abgesandt. Zwei davon hatte er zu Santa Fe de Bogota geschrieben, und eine Arbeit über die Cinchana beigefügt, nehmlich Proben der Rinde von 7 Arten dieser Pflanzengattung, welche sämtlich die allgemein bekannte Fieberrinde liefern, illuminirte Zeichnungen von diesen Pflanzen und Zergliederun-

gen ihrer in die Länge der Staubfäden so abweichenden Blüthen, auch sorgfältig aufgetrocknete Exemplare.

Der Botaniker Mutis hatte ihm an hundert prächtige Zeichnungen in Folio, von neuen Gattungen und Arten, aus seiner ungedruckten Flora von Bogota zum Geschenk gemacht, und auch diese für die Botanik eben so interessante als in Ansehung der Schönheit der Farben merkwürdige Sammlung, hatte H. v. Humboldt dem Nationalinstitut überschickt, die mit den Einchonaarten nach Karthagena abgegangen und davon Mutis selbst die Beförderung nach Paris besorgt hatte.

Ob unter diesen Namen der ehrwürdige Greis Mutis gemeint sey, dessen Humboldt schon öfterer erwähnt und seine Freundschaftsdienste gerühmt hat, oder ob er den Botaniker M a t i s meine, dessen er in andern Briefen auch gedenkt, das ist noch zweifelhaft, denn die Verwechslung der Namen Matis und Mutis ist sehr leicht möglich. Ein dritter an das Institut gerichteter Brief ist von Quido aus, mit einer geologischen Sammlung der Steinarten von Pichincha,

Kotopoxi und Tschimborasso abgesandt worden, allein über seine richtige Ankunft war Hr. von Humboldt noch eben so zweifelhaft, als über die Sammlungen von seltnen Sämereien, welche schon vor 3 Jahren nach Paris abgegangen waren.

In dem Briefe an H. Delambre, den Sekretair des Nationalinstituts, wiederholt zwar unser Reisender manches, was uns schon aus andern seiner Nachrichten bekannt ist, aber das, was er über die Provinz Guido sagt, ist zu interessant, um es ganz mit Stillschweigen zu übergehen, und überdies giebt es oft verschiedene Ansicht, gleichzeitige Berichte, obgleich über einen und den nehmlichen Gegenstand zu lesen. Dieser Fall zeigt sich unter andern auch in Beschreibung der Vulkane, die sich in der Provinz Guido befinden. Wir haben deren schon mehrere von andern Reisebeschreibern, die das hohe Emporlodern der Flammen fürchterlich genug schildern, doch daß sie nie einen Tropfen fließender Lava hervorzubringen vermogt, und daß sie dagegen Wasser, geschwefelter Wasserstoffgas, Schlamm und kohlensaure Thonerde ausspeien, diese Bemerkung von der Natur einer solchen Mischung

hat vor Humboldt noch kein Beobachter brennender Vulkane angeführt.

Es giebt überhaupt keine fürchterlichere Erscheinung in der Natur, als ein Erdbeben, aber mit dem schon oft erwähnten in der Provinz Quido, da ist nichts in Vergleich zu setzen. Seit 1797 ist dieser ganze Welttheil in Bewegung, alle Augenblicke erleidet man fürchterliche Erschütterungen, und das unterirdische Getöse in den Ebenen von Riobamba ist, als wenn ein Berg unter den Füßen einstürzte. Die atmosphärische Luft und die mit Feuchtigkeit angeschwängerten Erdarten scheinen die großen Werkzeuge dieser Verbrennungen und unterirdischen Gährungen zu seyn.

Die Höhe dieser Berge ist so bedeutend, und die Luft so verdünnt, daß es zwar auszuhalten ist, aber — eine Wirkung dieser verdünnten Luft war, daß unsern Reisenden das Blut aus den Augen und Lippen drang.

Es ergab sich bei der Besteigung des Tschimborasso, die sie den 23. Junius unternahmen, daß mit ein wenig Geduld man eine noch größere Verdünnung der Luft ertragen

kann, denn sie kamen 500 Toisen höher als Condamine, aber auch hier bluteten ihre Lippen, und alle fühlten ein Misbehagen, eine Schwäche, eine Neigung zum Erbrechen, welches sowohl den Mangel an Sauerstoff in dieser Region, als der Verdünnung der Luft zugeschrieben werden muß.

Man merkte es allen Berichten des Herrn von Humboldt an, daß es ihm in Guido vorzüglich wohlgegangen ist, und daß er hier seine Zeit sehr angenehm verlebt hat. Der Präsident der Regierung, Baron von Corandolet nahm ihn überaus freundschaftlich auf, und überhaupt kann er das Betragen der Beamten der spanischen Regierung nicht genugsam rühmen. Aber was ihn Guido und die dasige Gegend vorzüglich interessant machte, sind ohnstreitig die vielen Denkmähler des Alterthums und der Kunst gewesen, die er hier zu beobachten Gelegenheit hatte. So erwähnt er z B. in dem Briefe an Hrn. Delambre mit besonderm Vergnügen, daß er sich viel mit den Pyramiden und ihren Fundamenten beschäftige, und daß, nach seiner

Meinung, wenigstens die Mühlsteine noch nicht von der Stelle gerückt wären.

Was Hr. v. Humboldt damit sagen will, werden meine jungen Leser schwerlich verstehen, und ich muß aufrichtig bekennen, es gieng mir nicht besser, wie ich diesen Brief in den Annalen des Nationalmuseums las, daher ich denke, eine Erläuterung dieser Stelle wird hier grade am rechten Orte stehen.

Theils zum Andenken der in Peru seit dem Jahre 1737 auf Befehl des Königs Ludw. XIV. von Frankreich angefangenen Gradmessung, theils aber auch zur Feststellung der Endpunkte der Grundlinie, welche in der Ebene Baruqui gemessen worden, ließ der schon oft erwähnte la Condamine in den Jahren 1740 bis 1742 zwei Pyramiden mit Ueberwindung vieler Schwierigkeiten errichten, und zwei Mühlsteine in die Basis derselben so einsenken, daß die beiden Maßstangen, welche die äußersten Endpunkte der Grundlinie abgegeben hatten, in die leeren Zentralräume jener Steige zu

stehen kamen. Dies war mit Genehmigung der Regierung in Lima geschehen, aber in der Folge erhob einer der spanischen Gelehrten, welche bei dieser Expedition zugegen waren, Don George Juan, darüber Klage.

Die Sache kam so weit, daß sogar zwischen beiden Regierungen darüber korrespondirt wurde, und ohngeachtet die französische Akademie der Wissenschaften sehr triftige Gründe anführte, warum solches geschehen war, so vernichtete man dieses Denkmal auf Befehl des spanischen Hofes im Jahr 1747. Zwar wurde in der Folge dieser Befehl wiederrufen, aber zu spät, und Condamine meinte, die Wiederherstellung würde fruchtlos seyn, weil die Mühlsteine, eines mit eingesenkten silbernen Täfelchens wegen, gewiß aus Gewinnsucht aus der Stelle gerückt, also die wahren Gränzen der Messung unzuverlässig geworden seyn.

Nun wissen also meine Leser, was es mit diesen Mühlsteinen für Bewandniß hatte, und ich will nur noch anmerken, daß Hr. v. Hum-

boldt wahrscheinlich um deswillen versichert, daß er sie noch nicht verrückt gefunden habe, weil ein reicher Privatmann und Freund der Wissenschaften, der Marquis von Salvalegre in Quito sich vorgenommen hat, diese Pyramiden wieder herzustellen, und er dieses zu wünschen scheint.

Die Reise von da aus nach dem Amazonenfluß und so weiter auf Lima, ist zu andrer Zeit beschrieben worden, und wir brauchen sie also nicht zu wiederholen.

Für Botaniker kann die Nachricht nicht anders als angenehm seyn, daß Hr. v. Humboldt seine Pflanzensammlungen und die Zeichnungen, welche er in Hinsicht der Zergliederung der Gattungen, nach den vom Jussieu darüber mitgetheilten Ideen, entworfen, sehr ansehnlich durch die Reichthümer vermehrt hat, welche er in der Provinz Quito, bei Loxa, am Amazonenflusse und in der Kordillere von Peru antraf. „Wir sind vorzüglich reich," sagt Herr

von Humboldt in seinem Briefe an Delambre, „an Palmen und Gräsern, worüber mein „Freund Bonpland eine ausführliche Ausar„beitung verfertigt hat. Bis jetzt haben wir „3784 lateinische Beschreibungen vollendet, „und in unsern Herbarien steckt fast noch der „dritte Theil aller Pflanzen, die wir aus Man„gel an Zeit nicht haben beschreiben können."

Ein bloßes Namenverzeichniß würde für Botaniker wenig Interesse haben, aber was besonders schätzbar ist, und worinne sich diese Humboldtsche Sammlung besonders auszeichnet, ist, daß unter diesen Gewächsen sich auch kein einziges befindet, wovon man nicht, die Steinart, worauf es wächst, angeben könnte, eben so, wie die Höhe, bis zu welcher es sich über die Meeresfläche erhebt, so daß für die Pflanzengeographie, in den Humboldtschen Manuscripten sehr genaue Materialien vorhanden sind.

Es ist sehr wahrscheinlich, (man könnte wohl gewiß sagen), daß unter diesen Pflanzen

sich viele neue Gattungen und Arten befinden, aber es wird eine geraume Zeit und Arbeit dazu gehören, das alles genau zu ordnen und das wirklich Neue heraus zu finden.

Noch einige botanische Merkwürdigkeiten sind in dem Briefe an Delambre befindlich, so z. B. daß Herr von Humboldt eine kieselige Substanz habe, die dem Tabacher aus Ostindien ähnlich ist, und die man in den Knoten einer riesenförmigen Grasart antrifft, welche mit dem Bambus verwechselt wird, deren Blüthen aber von Schrebers Bambuso ganz abweichen, und dann auch in Betreff der Milch der vegetabilen Kuh, (ein Name, den die Indianer einen Baum geben) dessen Saft überaus nahrhaft und angenehm zu trinken ist. Die Neger genießen diese Pflanzenmilch sehr häufig, und Herr v. Humboldt hat dieses Gewächs auf dem Wege nach dem Orinoko in einer Pflanzung entdeckt. Diese Milch mit Salpetersäure vermischt, liefert eine Art balsamisch riechenden Kautschuck, welches der eigentliche Name des bekannten elastischen Harzes ist, und sowohl von diesem als von einem andern weißen Kautschuck, hatte Humboldt Proben nach Paris geschickt. Letzteres schwitzt die Wurzel einer Baumart in den Wäldern von Pimichim aus, den unzugänglichsten Winkel der Erde, gegen die Quellen des Rio Negro hin.

Diese Nachrichten waren aus Lima im November 1802 geschrieben, wobei er bemerkte, daß er gedenke im Februar des künftigen Jahres in Mexiko, und im Junius in Havanah zu seyn, denn er sey auf nichts bedacht, als auf die Erhaltung und Bekanntmachung seiner Manuscripte. Eine Anmerkung, die Naturforschern nicht anders als angenehm seyn konnte.

Ich weiß nicht, ob meine Leser bemerkt haben, daß Hr. von Humboldt schon oft seine Abreise ziemlich genau bestimmte, und eben so auch die Zeit, wenn er an einem Orte einzutreffen gedachte. Ersteres ist nun freilich nicht schwer, aber wenn letzteres genau zutrifft, so halte ich es bei so bedeutenden großen Reisen, die von Witterung und andern Umständen abhängen, immer bemerkungswerth, und beweist wenigstens so viel, daß Hr. v. Humboldt glücklicher als viele andre Reisende seyn müsse, die sehr oft durch widrige Ereignisse in Ausführung ihres Reiseplans aufgehalten werden.

Auch von Lima aus bestimmte er ziemlich genau, im Februar nach Mexiko zu kommen, und daß er diesen Vorsatz glücklich ausgeführt habe, beweist der Brief, den er aus Mexiko vom 29. Apr. 1803 an seinen Freund, den Prof. Wildenow in Berlin geschrieben hat.

In diesem Briefe wiederholt er die Klage, so wenig Nachrichten aus Europa zu erhalten,

und meint, daß es ganz das Ansehen habe, als wenn ein feindlicher Unstern, mehr in Absicht der Briefe, als der Schiffe, über ihn walte, doch die Hoffnung, seine Freunde recht bald wieder zu umarmen, verwandelt auch diese Klage in die angenehmsten Aussichten.

Als einen Beweiß von Humboldts Thätigkeit und von seinem Eifer, die Kenntnisse seiner europäischen Landsleute in der Botanik immer mehr zu bereichern, will ich anführen, daß er über zehn- oder zwölfmal große Sendungen frischer Sämereien abgeschickt hat, als z. B. an den botanischen Garten in Madrid, (wo Cavanilles bereits einige neue Spezies aus diesen Samen beschrieben hat) an den Garten in Paris, und über Trinidad an Sir Joseph Banks in London. Man sollte beinahe glauben, daß durch so bedeutende Sendungen sein großer Reichthum an Sämereien erschöpft seyn müsse, allein nichts weniger als das, im Gegentheil verspricht er, seine Freunde noch in der Folge sehr reichlich zu versorgen. Das kann er auch, denn er besitzt eine ausgezeichnete Sammlung, die er zu Guido und Loxa, am Amazonenflusse bei Jaen, auf den Anden von Peru, und auf dem Wege von Akopulko nach Chilpensingo und Mexiko gesammelt hat. Er wagt es aber nicht, diesen Schatz dem Zufall der Posten anzuvertrauen, die so unglaublich nachlässig sind, sondern er will ihn selbst nach Europa überbringen.

Er hat alles höchst sorgfältig getrocknet, und um sich eine Idee von der Wichtigkeit dieser Sammlung zu machen, die wir zu erwarten haben, will ich bemerken, daß sich darunter befinden: viele Samen von Melastoma, Psychotria, Kassia, Bignonia, Mimosa (ohne Zahl), Solanum, Pacquinia, Embothrium, Ruellia, Gyrokarpus Jacq., Bornadesia, Achros, Lukuma, Bugainvillea, Lobelia und ein hundert Pakete unbekannter Arten aus den Andes, aus dem Amazonenlande u. s. w.

Unter seinen Freunden in Amerika, die immer bereit seyn werden, dem Prof. Wildenow auf sein Ersuchen recht frische Samen zu schicken, nennt er unter andern auch den Botaniker Mutis, und da er ihn zugleich das Prädikat des ersten Pflanzenmalers in der Welt giebt, so sieht man, daß der im Eingange dieses Abschnitts gedachte Botaniker Mutis, der nehmliche sey, den er Matis genannt hat, besonders weil auch dort der prächtigen Zeichnungen von Pflanzen gedacht wird, die ihm dieser zum Geschenk machte.

Was die Humboldtsche Reiseroute betrifft, so war solche, wie bekannt, folgende: Nachdem sie ein halbes Jahr in den Vulkanen zu Guido zugebracht, und fast die Spitze des Tschimborasso erstiegen hatten, waren sie auch zu Kuenka und Loxa, um dort die Cinchanaarten zu studiren. Von Loxa giengen sie, über fürchterli-

che Wege, nach der Provinz Jaen de Bracamoros und nach den Amazonenfluß, von da über die Cordillere, durch die großen Bergwerke von Chota, nach Truxillo und längs der Küste des Südmeers nach Lima, von da sie die Reise nach Guayaquil zur See machten, dort einen Monat blieben und nach Akopulko schifften, auf welcher letztern Fahrt sie 35 Tage zubrachten, und einen grausamen Sturm, dem Golf von Nicoya gegenüber, auszustehen hatten. Daß H. v. Humboldt die Reise nach den Philippinen aufgegeben hatte, ist bekannt, aber man wußte nicht, daß der Zustand seiner Instrumente ihn, nebst andern Ursachen, dazu bewogen hatte, die Reise zu verlängern, die schon lange gedauert hat, und sich neue Instrumente aus England zu verschaffen, war ihm unmöglich gewesen, denn er setzt hinzu: man ist hier fast ganz abgeschnitten von der übrigen Welt, wie im Monde.

Damals wünschte H. v. Humboldt gegen Ende des Jahres 1803 in Europa zu seyn, allein Furcht vor dem schwarzen Erbrechen, welches in Vera Cruz und Havannah herrschte, so wie die Furcht vor der üblen Schiffahrt im Oktober hielten ihn zurück und bestimmten ihn, einen sicherern Weg zu wählen, wo er hoffte im April oder Mai 1804 in Europa anzulangen. Seine Hoffnung, so wie die des gesammten Publikums ist auch erfüllt worden, denn in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, erfährt man

auch die angenehme Nachricht, daß dieser merkwürdige Reisende nebst seinem Freunde Bonpland glücklich in Bourdeaux angekommen ist, und die Naturforscher sind jetzt voll Erwartung, den Inhalt der mitgebrachten 30 Kisten recht bald zu erfahren und eine ausführliche Reisebeschreibung, von ihm selbst geschrieben, zu lesen.

auch die angenehme Nachricht, daß dieser merkwürdige Reisende nebst seinem Freunde Bonpland glücklich in Bourdeaux angekommen ist, und die Naturforscher sind jetzt voll Erwartung, den Inhalt der mitgebrachten 30 Kisten recht bald zu erfahren und eine ausführliche Reisebeschreibung, von ihm selbst geschrieben, zu lesen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schütz, Friedrich Wilhelm <<von>>,

Alexander von Humboldts, königl. preußischen Bergraths, Reisen um die Welt und durch das Innere von Südamerika ein interessantes Lesebuch für die Jugend
Bd.: 1

Hamburg ; Mainz (1805)

BHS II G 58
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10707277-2